Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 14 — Gotha, 20. Juli 1929 — 43. Jahrgang

Inhalt: Vom Grüßen [Sp. 657] — Das Pathos der Distanz. Erste Hälfte [Sp. 658] — West-Östliche Mystik (Otto). Erste Hälfte [Sp. 662] — Die Probleme Ostasiens und die Ostasienmission [Sp. 670] — Zur Bibelauslegung. Schluß [Sp. 673] — Bekenntnis und Verkündigung [Sp. 677] — Ein Opfer des liturgischen Zwanges in der evangelischen Kirche [Sp. 681] — Deutsches Bachfest in Leipzig [Sp. 692] — Ein neuer Schritt zum Verständnis des Deutschen Idealismus (Leese) [Sp. 693] — Bücher und Schriften: Die Sprache des Pentateuch (Yahuda); Carpenter (Herford); Luther-Kalendarium (Buchwald); Ein Wort zur Kriegsfrage [Sp. 694] — Bund enthaltsamer Pfarrer [Sp. 696] — Ökumenische Arbeitsgemeinschaft [Sp. 697] — „Mutiges Christentum" zum 28. Juni [Sp. 698] — Vom römischen Katholizismus der Gegenwart. Nach Annahme des Preußenkonkordats [Sp. 699] — Wöchentliche Chronik [Sp. 701] — Verschiedenes: Zum Bubikopf; Kleine Mitteilungen [Sp. 703] — Versammlungskalender [Sp. 704] — Anzeigen

Vom Grüßen

. . . und grüßet ihn auch nicht. 2. Joh. 10

Genau zu reden: weniger vom Grüßen soll die Rede sein, als vom Nicht-grüßen.

Von Kind auf gelehrt, daß man zuerst grüßen soll, habe ich es zeitlebens so gehalten. Ich habe keine Schwierigkeit je dabei empfunden, sondern immer Annehmlichkeiten davon gehabt.

Als ich Dorfpfarrer war, klagte mir einmal ein Amtsnachbar über seine Gemeinde. Die Leute seien so schlecht, daß sie ihn nicht einmal grüßten. Es traf sich, daß ich mit ihm durch sein Dorf ging. Er hatte recht. Es war schlimm. Aber näher zugesehn: er grüßte nicht. Obwohl es doch allgemeine Regel ist, daß wer kommt es mit seinem Gruße dem zuvortut, der weilt.

Es gibt mancherlei Weise zu grüßen, die Nuancen sind unübersehbar. (Eine ganz üble Sorte ist der herablassende Gruß.) Wir denken an den schlichten Gruß der Höflichkeit, der zunächst nichts Verpflichtendes in sich hegt, nichts Besonderes sagen will. Ein zartester Ausdruck gemeinsamen Menschseins, Minimum von Nächstenliebe.

Wo die Möglichkeit des sich-Grüßens aufhört, hört auch ein Stück Mensch auf. Es ist mehr als Sommerfrische, wenn man in eine Gegend kommt, wo es selbstverständlich ist, daß man sich grüßt. Armer törichter Städter, der das nicht sofort begreift und mit tut.

Es gibt aber auch innerhalb der „Gesellschaft" Leute, die grüßen einen nicht. Mit Absicht. Ich weiß nicht, ob um einen zu kränken, oder sich in ihrer Selbständigkeit und Eigenart zu behaupten. Jedenfalls ist ihnen ihr Nichtgrüßen eine Tat. Es hat etwas unendlich Komisches zu beobachten, wie sie sich dabei benehmen. Wenn es nur nicht auch wieder so traurig wäre. Eine unsägliche Ohnmacht und Unfähigkeit spricht daraus.

Aber nun sagt doch die Heilige Schrift — durch den Mund des Apostels der Liebe —: „grüßet ihn auch nicht!"

Da ist freilich ein andres Grüßen gemeint, als das uns geläufige Zeichen der Höflichkeit, der Achtung von Mensch zu Mensch. Man versteht dies schnell, wenn man daneben liest: „Grüßet euch unter einander mit dem heiligen Kuß" Röm. 16, 16. Und: „Wir gebieten euch aber, lieben Brüder, daß ihr euch entziehet von jedem Bruder, der da unordentlich wandelt" 2. Thess. 3, 6. Dies „in dem Namen unsers Herrn Jesu Christi"!

Wir haben neulich von der Kirche als einer Elite gesprochen. Ist sie das, so kann sie nicht Jedermann brauchen. Sie muß sich auch von Jemandem „entziehen" können: ihre communio dadurch schützen, daß sie ihn excommuniciert. Dafür gibt es feine, schonende Weisen. Aber zuweilen bleibt nichts übrig, als grob zu werden. Schließlich ist keine Inclusive möglich ohne Exclusive.

So „gebietet" es Paulus, so gebietet es der Existenzkampf einer kleinen emporstrebenden Gemeinschaft. Wie das die Christen damals waren. Die innere Geschlossenheit und die Stoßkraft nach außen sind nur dadurch gesichert, daß hemmende, schädliche, zweifelhafte Elemente ausgeschlossen werden. Das Einfachste ist, sie schließen sich selbst aus — fallen ab. Aber es mag auch notwendig werden, daß die Gemeinschaft Schluß mit ihnen macht. „Und grüßet sie auch nicht."

Eine Volkskirche kann nicht ausschließen. Das ist ihr Los. Man kann sich von ihr trennen, aber sie kann Volk nicht von sich trennen. Es ist wie mit dem Volksstaat. Der Staat kann nicht ausweisen, die zu ihm gehören. Wohl kann der Kirchenbürger oder Staatsbürger sich von seiner Kirche oder seinem Staate trennen. Aber es ist das Geheimnis der Mission dieser Kirche und dieses Staats, daß sie kein zugehöriges Glied gewaltsam abzugliedern im Stande sind. (Der Staat hat oder hatte dazu ein Mittel: die Todesstrafe. Die Kirche hatte das einst auch, wenngleich sie die Ausführung dem Staate zuschob. Tempi passati.)

So gibt es für die Christen von heute keine Möglichkeit mehr, sich einander den Gruß zu versagen. Gewiß, von den Graden der Intimität, die im Gruße beschlossen sind, darf man seinen Mitmenschen einen nach dem andern versagen, die obersten, innigsten zuerst, und dann immer weiter nach unten. Wenn Gründe dafür da sind. Aber die letzte Aufhebung der Gemeinschaft ist für uns heute moralisch und religiös unmöglich. Es bleibt das Band unsrer Volkskirche, es bleibt das Band der allgemeinen Christenheit. Und innerhalb dieser Gemeinschaft wills Gott eine solche Erziehung des Blicks und der Gesinnung über die Grenzen der engeren und weiteren Christengemeinschaft hinaus, daß man auch über diese Grenzen hinaus — grüßt. Den Mit-Menschen, den Mit-Geschaffenen zum ewigen Ziele.

R

Das Pathos der Distanz

1. Einführung — 2. Das Alltagsleben — 3. Katholische und evangelische Kirche — 4. Natürliche und geschichtliche Religion — 5. Jesus — 6. Gott und Religion — 7. Einschränkung — 8. Ausgleich

1

Wenn Friedrich Nietzsche vom Pathos der Distanz spricht, so meint er damit das starke Gefühl des Abstands, das den Herrenmenschen von der Masse der Herdenmenschen trennt, die Kluft zwischen Mensch und Mensch. Dieses Abstandsgefühl hat er nicht entdeckt. Odi profanum vulgus et arceo = „Ich hasse das gewöhnliche Volk und halte es mir fern", sagt schon Horaz. Ungeheuer stark ist es zwischen der weißen Bevölkerung in Nordamerika und der schwarzen Rasse. Der deutsche Ritter, der im Osten siedelte, nannte die unterworfene Bevölkerung „Sklaven"; im Gebiet des heutigen Volksstaates Sachsen nannte er

die sorbischen Dorfbewohner „Smurden" = Schmutzige und gab so seinem Herrengefühl Ausdruck. Zwischen den deutschen Balten und den Letten und Esten war eine tiefe Kluft befestigt. So schaute der humanistisch Gebildete auf die herunter, die nicht Latein verstanden. So stehen oder standen Unternehmer und Arbeiter einander gegenüber. Wenn wir das Pathos der Distanz auseinanderlegen, so heißt es auf der oberen Seite Hochmut und Selbstüberschätzung, auf der unteren Haß und Neid. Danach wäre das Pathos der Distanz etwas Schlimmes.

Aber die Entfernungen zwischen den Menschen sind doch vorhanden. Eine unterschiedslose Masse von Gleichen ist in der Tat eine langweilige Herde. Die Gefühle des Abstands sind keineswegs immer unschön. Das Selbstbewußtsein der gewaltigen Kraft, das anspornende Gefühl der Belehnung mit großen Aufgaben, das demütige Gefühl der Begnadung hier, das Gefühl der Heldenverehrung, die stille Selbstbescheidung, die begeisterte Unterordnung unter große Führer dort sind auch Teilgefühle des Pathos der Distanz. Vielleicht haben doch Abstand, körperliche oder seelische Ferne eine besondere Kraft in sich. Vielleicht ist die Ferne sogar für die Religion notwendig, schöpferisch, heilspendend.

2

Machen wir uns zunächst klar, wie Nähe und Ferne im Menschenleben wirken! Es ist eine abgegriffene Wahrheit, daß kein Prophet in seinem Vaterlande etwas gilt. Nicht nur Jesus ist von Niemandem weniger in seinem Wesen erkannt worden als von seinen nächsten Angehörigen. Ich habe eine gefühlsmäßige Scheu, aus der Ferne verehrte Menschen persönlich kennen zu lernen. Hätte ich doch den hervorragenden Philosophen, dessen Büchern ich als junger Mann soviel Anregung verdankte, nicht leibhaftig gesehen! Das war ja ein gemütlicher alter Herr, mit frischem, rotem Gesicht, der fröhlich lachte, so wie es deren viele gibt. Etwas in meinem Innern zog sich leise verletzt zurück. Die Bekanntschaft des Dichters, der mir am meisten gegeben hat, habe ich absichtlich vermieden, obwohl ich ihn recht gut hätte kennen lernen können. Umgekehrt mag sich einer, der seiner Bücher wegen aus der Ferne verehrt wird, wohl hüten, mit seinen Verehrern persönlich in Umgang zu treten! In die Ferne wirkt mancher, der in der Nähe enttäuscht.

Deshalb suchen die Menschen, wenn keine wirkliche Ferne möglich ist, eine künstliche Ferne zu schaffen. Fürsten, der Papst, Mussolini bleiben meistens, da sie die Kunst der Menschenbeherrschung verstehen, unsichtbar. Wenn sie sich doch zeigen müssen, so tun sie dies in großer Aufmachung oder eingehegt von künstlichen und schwierigen höfischen Gepflogenheiten, oder sie halten eine glänzende Rede, falls sie das vermögen, und verschwinden dann wieder in der Unsichtbarkeit. Ibsen ließ sich im Residenzkaffee in München und dann später im Erker seiner Wohnung in Christiania, die Zeitung lesend, täglich zu einer bestimmten Zeit beschauen; aber er sprach mit Niemandem. Goethe hüllte sich in steife Würde. Der Beamte entfernt sich von der titellosen Masse durch hochtrabende Amtsbezeichnungen. Der Priester kleidet sich fremdartig. Mancher mischt seiner deutschen Sprache schwierige Fremdwörter bei.

Schon die Unterlassung von Vertraulichkeiten wahrt den Abstand. Der Papst ißt allein. Ignatius von Loyola ordnete als Ordensgeneral an, daß die Wäsche der Patres im Verborgenen aufgehängt würde; die Weltleute könnten sonst zu leicht bei diesem Anblick unehrerbietige Gedanken haben. Man muß schon sehr vertraut mit einem Menschen sein, ehe man ihn körperlich zu berühren wagt. Wenn früher der Fürst die Menschen mit „Er" anredete, so stellte er sich, als ob sie in Wirklichkeit gar nicht in seiner erhabenen körperlichen Nähe weilten. Wir tun so, wenn wir Andere mit „Sie" ansprechen, als ob die Angeredeten in der Ferne wären; wir wagen scheinbar gar nicht anzunehmen, daß sie uns ihrer persönlichen Nähe würdigen.

Genug der Beispiele! Sie lassen sich beliebig vermehren. Alle zeigen dasselbe Bild: Die Ferne verklärt, die Nähe zieht herunter. Wenn der Prophet in die Heimat kommt, sieht man nicht den Geist des Propheten — denn dieser ist unsichtbar —, sondern seinen Körper, den man schon vorher kannte, als er noch unberühmt war, oder man sieht den Geist durch gefärbte Gläser, nämlich durch die bescheidenen Eltern, durch die Brüder und Schwestern, mit denen man auf der Straße über gewöhnliche Dinge spricht, durch die Verwandten, von denen vielleicht der eine unsere Stiefel flickt. Die Nähe verdeckt den Geist. Die Verhältnisse überlagern das Gottesgeschenk des Genius, der gänzlich neu auf der Erde erschienen ist. Wie oft läßt man sich durch die äußere Körperhülle täuschen! Das Gesicht hat der Mensch von seinen Vorfahren geerbt, der Geist ist neu. Tolstoi sah aus wie ein alter russischer Bauer, wie es deren Hunderttausende gibt. Rosegger machte wirklich den Eindruck eines Schneiders. Als ich Wilhelm Wundt als junger Student mit blauer Brille — er war damals augenleidend — und dickem Regenschirm in gebeugter Haltung über die Grimmaische Straße in Leipzig schleichen sah, hielt ich ihn für einen sonderbaren Philister. Als der junge baskische Edelmann Franz Javier 1529 in Paris Inigo de Loyola kennen lernte, sah er lange Zeit nur einen alten kleinen Studenten, der hinkte, über den er bei jeder Gelegenheit Witze machte. Das Nächste, was man an einem Menschen bemerkt, ist die Individualität, die Summe der natürlichen Anlagen, die Nervenbeschaffenheit, die Art, wie er sich gesellschaftlich gibt. Hervorragende Geister sind oft schüchtern und fühlen sich unter fremden Menschen leicht gehemmt. Kleine Geister täuschen oft durch ererbte Munterkeit mehr vor, als sie sind. Hochbegabte dagegen kommen bisweilen nicht vorwärts, weil sie nichts aus sich zu machen wissen. Körper und Geist stehen beim Einzelmenschen keineswegs immer in einem gleichschwebenden Verhältnis. Der einzelne Geist baut sich nicht den Körper, und der einzelne Körper ist nicht ein Spiegelbild des Geistes. Geist und Stoff stehen im Gegensatz zueinander. In der Nähe sehe ich nur das Stoffliche an einem Menschen, das, was gar nicht der innerste Mensch ist. Schon wenn ich einen Menschen zuerst durch die Sinnbilder der Druckschrift kennen lerne, ist der Geist, der in örtlicher Ferne weilt, recht deutlich sichtbar. Wenn zu dem örtlichen Abstand auch noch der zeitliche hinzu kommt, tritt der hervorragende Geist aus allem, was von ihm der Nachwelt überliefert ist, immer reiner hervor. Die Idee eines Menschen, das Göttliche an ihm, ist, nicht mehr vermischt mit dem Stofflichen, zu einem Weihebild im Geistestempel der Menschheit geworden.

Ähnlich wie bei dem Einzelmenschen ist es bei dem Leben eines ganzen Volkes. Ob wir viel von dem Geist des griechischen Volkes spüren würden, wenn wir jetzt auf den Marktplatz irgendeiner griechischen Stadt zur Zeit des Perikles versetzt werden könnten? Aus der Ferne von 2500 Jahren schauen wir ihn.

Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

3

Wenn das Gesetz vom Pathos der Distanz eine so beherrschende Rolle im Menschenleben spielt, muß auch die Religion zu seinem Machtbereich gehören. Stellen wir wieder Beispiele an den Anfang unserer Erwägungen! Wenn man aus dem Marktgewühl einer katholischen Stadt in eine Kirche tritt, in der gerade Messe gelesen wird, so sieht man sich plötzlich in eine ganz andere, ferne Welt versetzt. Eben noch klingelten die elektrischen Bahnen, verkauften die Obstfrauen, sah man die Männer im Gasthaus hinter dem Schoppen sitzen. Jetzt erblickt man

Menschen tiefgebeugt am Boden knien. Vorn bewegen sich am Altar ganz ungewöhnlich gekleidete Gestalten und murmeln unverständliche Worte. Sie wenden dabei eine Sprache an, deren ursprüngliche Bildner längst im Schoße der Geschichte schlafen. Der Priester ist ein Zauberer, der mit den Worten jener fremden Sprache Wunder tun kann. Zauberformeln spricht er, einen Zaubermantel trägt er. Auch wenn er sich außerhalb des Gottesdienstes unter den Menschen zeigt, ist er ihnen durch seine schwarze Kleidung, durch sein einsames Junggesellentum fern gerückt. Er ist gar kein naher Mensch; er ist der Menschheit schon hier auf der Erde etwas entnommen in der Richtung auf den fernen Gott zu. Noch viel ferner ist der Papst in Rom. Wer hat ihn gesehen? Und wenn man ihn je flüchtig aus der Ferne sieht, erblickt man einen geheimnisvollen Menschen, dessen Händen Himmelssegen entrieselt. Ist er überhaupt noch ein Mensch? Ist er nicht unfehlbar? Nimmt er nicht Teil an der Allwissenheit Gottes? Ist er nicht Gott selbst auf Erden? Für den gläubigen Katholiken gibt es in der ganzen weiten Welt keinen Menschen, der ferner wäre als der Papst. Gerade das umgibt ihn mit Schauern der Ehrfurcht.

In der evangelischen Kirche ist dem gegenüber alles menschlich nahe. Luther hat ganz ausdrücklich auf das Pathos der Distanz verzichtet. „Ein Schuster, ein Schmied, ein Bauer haben jeder seines Handwerks Amt und Werk, und doch sind alle zugleich geweihet zu Priestern und zu Bischöfen." „Es hilfet die Seele nichts, ob der Leib heilige Kleider anlegt, auch nit, ob er mit heiligen Dingen umgah. Wiederum schadet es der Seelen nichts, ob der Leib an unheiligen Orten ist." „Wenn du deine tägliche Hausarbeit tust, das ist besser denn aller Mönche Heiligkeit und strenges Leben." So ist der evangelische Geistliche ein Mensch wie alle. Er hat Frau und Kinder. Er redet unsere Sprache. Die Kirche ist nicht das Heiligtum, in dem der Leib Christi in der geheimnisvollen Form der geweihten Hostie aufbewahrt wird; sie ist das schlichte Versammlungshaus der Gemeinde. Was im Gottesdienst Fernes, den Abstand vom gewöhnlichen Leben Betonendes geblieben ist, Liturgie, Altar usw., das ist mehr dadurch erhalten worden, daß Luther manches Unschädliche beibehielt. Einen besonderen Wert sah er in all dem, was von dem äußerlich Gewöhnlichen absonderte, nicht.

Immerhin ist auch unser evangelischer Gottesdienst durch den Raum und seine Ausstattung, durch seine ganze Gestaltung, durch die Stimmung der Gemeinde und die gottesdienstlichen Sitten und Gebräuche dem gewöhnlichen Leben entrückt. Das Pathos der Distanz muß in der Religion eine starke Kraft sein, daß man ihm, man kann fast sagen gegen Luther, auch in der evangelischen Kirche doch huldigt. Es ist bekannt, daß diese Bestrebungen gegenwärtig im Ansteigen begriffen sind. Die hochkirchliche Bewegung entleiht der katholischen Kirche Formen der Liturgie, die den Gottesdienst aufs stärkste über das gewöhnliche Leben erheben. Bei einem hochkirchlichen Gottesdienst trug der Geistliche einen weißen Chorrock mit goldgestickter weißer Casula, der Diakon Alba und Stola. Die Chorknaben benutzten brennende Lichter und Weihrauchgefäße. Man bevorzugt das zeitlich ganz Ferne; „der Edelrost ist gerade das Schöne an der Liturgie." Ähnlich ist es zu verstehen, daß die hochkirchliche Bewegung für die Wiedereinführung des Bischofsamtes geworben hat. Wo eine evangelische Landeskirche das Bischofsamt erneuert hat, da bewegt sich gefühlsmäßig die Art, wie der Bischof auftritt, wie er gefeiert wird, wie er Hirtenbriefe von allen Kanzeln des Landes verlesen läßt, nach der katholischen Seite hin. Es ist kaum mehr angängig, daß er öffentlich von einem der ihm unterstellten Geistlichen tadelnd beurteilt werden könnte. Das Pathos der Distanz stellt sich zwischen ihn und das gewöhnliche „Kirchenvolk", das doch nach Luther aus lauter „Priestern und Bischöfen" besteht.

In alledem zeigt sich das Gefühl, daß in der evangelischen Kirche zu wenig der Abstand vom gewöhnlichen Leben betont worden sei. Es ist keine Frage, daß es der katholischen Kirche in weit höherem Maße gelungen ist, die Masse des Volks an sich zu fesseln und sich treu zu erhalten, als der evangelischen. Dies dürfte wohl zu einem guten Teil mit ihrer verschiedenen Einstellung zum Pathos der Distanz zusammenhängen.

Löbau Hermann Tögel

West-Östliche Mystik

West-Östliche Mystik. Vergleich und Unterscheidung zur Wesensdeutung. Von Rudolf Otto. Leopold Klotz Verlag, Gotha 1926. 377 S. Zweite erweiterte Auflage 1929. 445 S. 9, geb. 12 M.

1. Die Mystik als wesentliches Problem

Es gibt Bücher, die man um ihrer Ursprünglichkeit und um ihres Gedankenreichtums willen nicht besprechen kann. Man muß, um ihnen auch nur einigermaßen Genüge zu tun, sich mit ihnen auseinandersetzen. Zu diesen gehört R. Otto's Buch. Es ist am rechten Zeitpunkt erschienen. Denn wiederum ist die Mystik eine umstrittene Frage: Nicht Wenige ahnen, daß sie ein Sein bedeutet, das unser eigen werden muß, wenn neues Leben aufspringen soll. Andere bekämpfen sie leidenschaftlich als den schwersten Feind alles wahren Glaubens. Für beiderlei Haltung ist ein wirkliches Verständnis der Mystik unerläßlich. Die meisten Artikel, die heute über Mystik erscheinen, besonders auch die von der angreifenden Seite, sind betrübliche Zeugnisse einer großen Unkenntnis über den behandelten Gegenstand. Selbst angesehene Theologen fallen unter dieses Urteil. So überschreibt ein Professor der Theologie ein Kapitel seines Buches („Die Mystik und das Wort"): „Die Mystik: Religion ist Gefühl." Und in seinem Schlußkapitel lesen wir die Sätze: „Mystische Identitätsphilosophie, oder identitätsphilosophische Mystik, Gefühlsreligion, ist das feinste Destillat des Heidentums. ... Indem sie die Bestimmtheit des Wortes verschmäht, zerfließt sie im Unbestimmten, im Unaussprechlichen und strebt dem Unbewußten zu. Dort sinkt sie zurück in jene Rauschekstase, aus der sie geboren ist." Ein Theologe, der sich wegen des Glaubens mit einer Sache auseinandersetzen will, muß diese gewissenhalber und um des theologischen Nachwuchses willen, dessen Bildung ihm anvertraut ist, ernstlich erforschen. Ob jener Theologe dieser seiner Pflicht genügt hat, kann er an Ottos grundlegendem Werke selbst nachprüfen.

Seit der Veröffentlichung dieses Buches hat der heutige Theologe keine Entschuldigung mehr, wenn er an dem Phänomen der Mystik so gründlich vorbeiurteilt, wie es in den angeführten Sätzen geschehen ist. In der Tat ist das Buch ein so tiefgründiger und trotz seiner Beschränkung vornehmlich auf den deutschen Mystiker Eckehardt und den indischen Mystiker Schankara so umfassender Versuch der Wesensdeutung der Mystik, daß ich nicht anstehe, zu sagen: Das Buch ist das Wertvollste, was uns seit langem über die Mystik dargeboten worden ist. Losgelöst von den geläufigen Schulkategorien faßt es mit sicherem Griff an die Wirklichkeit selber. Wälzt nicht schon oft gewälzte Gedanken noch einmal auf eine andere Seite.

Das zeigt schon die eigenständige Sprache. Die neuen Prägungen sind aus der Sache selbst geschöpft und darum kernhaft und fast immer treffend, wenn auch manche auf den ersten Blick merkwürdig und sogar anstößig erscheinen. Die völlige Loslösung von dem theologischen und religionsphilosophischen Jargon, der einem die heutigen Bücher so oft zur Qual macht und ein schmerzlicher Beweis für die sekundäre Art des theologischen Lebens und Denkens ist, in dem wir uns bewegen, ist wirklich Erlösung. Ich glaube, mit ein Grund, daß Ottos Buch sich bis heute nicht so durchgesetzt hat, wie es nach seiner Bedeutung verdient, ist eben die Eigenheit, daß es nicht

in der theologischen oder religionsphilosophischen Schulsprache geschrieben ist. Aber gerade darin sehe ich den Anfang einer neuen Bewegung. Nicht nur, weil diese eigenartige Sprache verrät, daß hier ein neuer Wirklichkeitssinn am Werke ist; sondern auch darum, weil erst dann, wenn unsere Theologen und Religionsphilosophen anfangen reden zu lernen, wie das Herz sie treibt (statt aus dem Schatz aufgespeicherter Schulausdrücke ihre Sätze zu formen — ein Beweis, daß auch ihre Gedanken weithin aus Überkommenem stammen), der Weg zu einer neuen Geburt der Religion frei wird. Sprache und innere Bewegtheit, Glauben und Ausdruck hängen aufs Engste zusammen und beeinflussen einander immer.

Auch als Indologe habe ich einleitend hier noch ein Wort zu sagen. Es ist erstaunlich, zu sehen, wie ein Nichtfachmann auf indologischem Gebiet sich in die Materie eingearbeitet hat, und zwar offensichtlich auf Grund eigener Studien im Urtext. Otto hat meiner Ansicht nach bis heute das Einsichtsvollste gesagt, was je über Schankara aus theologischer Betrachtung heraus gesagt worden ist. Er hat eine Anzahl von wichtigen neuen Erkenntnissen gewonnen und in seinem Buche dargeboten, welche die seitherige Betrachtung, auch die Deussens, der vor ihm wohl der tiefste Vedantakenner in Deutschland gewesen ist, an wesentlichen Punkten korrigieren. An diesem Urteil ändert auch die Tatsache nichts, daß ich da und dort seine Interpretation anfechten muß, daß ihm auch einige Fehler, auf die einzugehen hier nicht der Ort ist, mit unterlaufen sind.

Wenn Otto vergönnt gewesen wäre, den ganzen Aufbau des Buches straffer zu gestalten, so wäre ihm eine noch wuchtigere Wirkung sicher. Wir hoffen, daß ihm Zeit und Kraft zu dieser straffen Durcharbeitung geschenkt werde. So stecken viele ganz wesentliche Einsichten in den Anhängen und Anmerkungen, die nicht selten im Buche Gesagtes vertiefen oder auch korrigieren. Sie dürfen nicht nur überlesen, sondern müssen sorgfältig studiert werden.

Auch methodisch bietet das Buch Erhebliches. So ist z. B. mit außerordentlichem Tiefblick das verdeckte Problem der Abhängigkeit von der Tradition behandelt, wo Otto auf Eckehardt als Scholastiker zu sprechen kommt. Scharf werden die Hüllen der scholastischen Begriffe durchschnitten und das darin pulsierende neue Leben bloßgelegt. Es gibt eine Maulwurfsmethode (sie ist überaus geläufig), die eifrig nach Ausdrücken und Begriffen fahndet, die einer von einem Vorgänger übernommen oder mit ihm gemein hat. Auf Grund dieser Funde wird er dann für abhängig — für „schon längst dagewesen" erklärt. Dagegen hat Otto die beneidenswerte Gabe, im selben Ausdruck an anderem Ort den verschiedenen Rhythmus und die andere „Seele" zu erspüren. So wird Wirklichkeit erfaßt; und diese Methode hat, ganz abgesehen von den tiefen sachlichen Erkenntnissen, die nur ihr zufallen, große schöpferische Wirkung.

Dieselbe Begabung zeigt sich in der Behandlung eines schwer durchschaubaren Problems in der indischen Mystik. Auffallend ist bei den spätindischen Mystikern der Eifer, mit der sie die Schrift als gültige Autorität anziehen. Aber Otto weist überzeugend nach, daß durch die Schrift nur die Selbstschau bekräftigt werden soll: „Die Schrift ist nur der Finger, der auf das Objekt zeigt; er verschwindet, wenn es selber erschaut wird." Dieses Bild charakterisiert das Verhältnis des indischen Mystikers zu seinen heiligen Schriften ganz treffend. Für ihn wie für Eckehardt ist die Schrift das gottgewirkte Zeugnis einer für jeden Begnadeten stets zur Erfahrung bereitliegenden Wirklichkeit. Und dieses Zeugnis anrufen ist etwas ganz Anderes als den Glauben auf die Autorität der Schrift stützen, um des Wortes willen glauben.

Otto versucht in dem ersten Teil seines Buches zunächst einmal die Gleichheit der west-östlichen Mystik darzustellen. Damit gehört eng zusammen der dritte Hauptabschnitt, vor allem das Kapitel über Fichte und das Advaita, wo Otto in einem glänzend durchgeführten Vergleich dartut, wie frappierend ähnlich die Kerngedanken des religiösen Idealismus in Deutschland denen der vedantischen Mystik Indiens sind. Er macht hier den originellen Versuch, ein Stück aus Fichte in Sanskrit zu übersetzen, wobei es sich zeigt, daß man nur in den reichen Wortschatz vedantischer Philosophie hineinzugreifen braucht, um ohne Schwierigkeit für einen Fichteschen Ausdruck das entsprechende Sanskritwort zu finden. Es ist ausgeschlossen, daß Fichte Schankaras Gedanken gekannt hat, und man kann darum dem Schluß nicht entgehen, daß eine tiefgehende Wesensverwandtschaft die Ursache sein müsse, wenn die geistige Wirklichkeit in zeitlich und räumlich so weit getrennten Bereichen sich so ähnlich gestaltet.

Wir können aus dem Reichtum tiefer Einsichten und feiner Beobachtungen, die uns Otto bei seiner ganzen Vergleichung bietet, nur Einiges herausgreifen.

2. Die Polarität der mystischen Erfahrung

Eine der wichtigsten Erkenntnisse in der Wesensdeutung der Mystik ist die der durchgängigen Polarität ihrer Erfahrungen und deren spekulativer Verarbeitung. Wer immer sich ernsthaft mit der Mystik beschäftigt hat, weiß um diese Polarität. Aber Otto hat sie in verschiedenen Bereichen klar herausgearbeitet oder doch eindrucksvoll auf sie hingewiesen.

Am meisten ist dieses polare Spannungsverhältnis im Gottesbegriff übersehen worden. Die gangbare Meinung auch unter den Theologen ist die, der Gott der Mystik sei überall und immer ein unpersönliches Wesen, irgendein *πᾶν*. Trifft man in der Mystik einen persönlichen Gott, so erklärt man ihn flugs für Anpassung an den Glauben der Menge oder als den inkongruenten Rest einer nicht ganz überwundenen Tradition. Man will mit aller Gewalt einen konsequenten Gottesbegriff. Otto zeigt nun, daß die zwei imposantesten Beispiele des mystischen Glaubens und Denkens, der Vedanta des Schankara und die Mystik Eckehardts (und wir dürfen ruhig sagen die deutsche Mystik des Mittelalters überhaupt), den Begriff des persönlichen und des nichtpersönlichen, vielleicht noch besser des überpersönlichen Gottes in polarer Spannung enthält*). Löst man diese Polarität in einer logisch einheitlichen Formel auf, so zerstört man das Leben dieses Begriffes.

Wenn es Otto nicht gelingt, diesen polaren Begriff des Göttlichen in der Mystik zur vollen Klarheit zu führen, so liegt das in der Sache begründet. Denn eigentlich ist es, wie er selbst sagt, unmöglich, diese Verhältnisse rational darzulegen — sie können zu voller Überzeugung nur „er-fahren" werden. Aber sie sind für den Mystiker wirklich, und eben diese Wirklichkeit darf man nicht übersehen, wenn man ihm gerecht werden will. Der Mystiker selbst ist außer Stande, weder seine Erfahrung dieser polaren Wirklichkeit noch deren begriffliche Darlegung zu bewältigen. Er wird von ihr überwältigt und macht dann schwer ringend den Versuch, von ihr Zeugnis abzulegen. Wird er vom Überpersönlichen ergriffen, so scheint sich ihm das Persönliche auszuleeren zu einer bloßen Anschauung vom Göttlichen. Es besteht dann die Gefahr, daß es sich vollends zum Symbol verflüchtigt oder zur bloßen Form erstarrt. Webt er in der Hingabe an das Persönliche, so blickt ihn der Abgrund des Über-

*) Die Stellung Schankaras zum schiwaitischen Theismus, seinem religiösen Mutterboden, bedarf noch weiterer Klärung durch die indologische Forschung. So geht unter seinem Namen ein Werkchen von Hymnen an Schiwa und die „große Göttin", an die heiligen Flüsse Indiens usw., die nach meiner Ansicht schwerlich von ihm stammen.

persönlichen an als ein ungeheures Rätsel. So in seiner eigenen Erfahrung hin und her geworfen, um keinen der beiden Pole der einen Wirklichkeit zu verleugnen, sucht er nach Ausdrücken und redet etwa von einer exoterischen und einer esoterischen Anschauung des Wesens Gottes. Diese Ausdrücke sind aber nur vorübergehende Zuflüchte ins Logische, formelhafte Gleichungen, um der lastenden Wucht der widerspruchsvollen Wirklichkeit wenigstens auf Augenblicke zu entgehen. Und das ist die Begabung Ottos, daß er die ungeheure Tiefe und rastlose innere Bewegtheit jener Gleichungen fühlt und sie einigermaßen klar zu legen vermag. Hier Ottos Gedanken mit ganzem Ernste nachzugehen bedeutet für Jeden, der die Religion in ihrer Erscheinungsform und in ihrem Wesen erfassen will, ein wirkliches Geschehen. Denn es handelt sich bei diesen Bewegungen nicht um das Mystische allein: die Mystik stellt nur in wuchtigster Weise eine Form der Beziehung dar, die den Glaubenden überhaupt an den Ewigen bindet. Der deus absconditus Luthers ist nicht nur ein geisternder Begriff aus der Scholastik, sondern auch von ihm immer wieder erfahrene Wirklichkeit. Tief genug gesehen ist der Glaube in seiner elementaren Ursprünglichkeit überall eine polar gespannte Lebensbewegung. In der Tat scheint es mir so, daß die Auflösung dieser Spannung immer erst das Werk sekundär erlebender Geschlechter sei, welche die Tatsache des Glaubens vornehmlich als gedanklich oder traditionell erarbeitete Position kennen.

Ein ähnlich polares Verhältnis tut sich kund in der Auffassung der Mystik vom Wesen des Menschen. Man nimmt gewöhnlich die Ausdrücke mystischen Hochgefühls („Das bist du"; „Ich bin brahman") für gottwidrige Selbstüberhebung. Dabei übersieht man im blinden Eifer um die Ehre Gottes die gegenteiligen Zeugnisse bei den Mystikern. Wiederum greift hier Otto mit beiden Händen nach der vollen Wirklichkeit und zeigt, wie durchweg in der Mystik dem mystischen Hochgefühl, das oft erschreckend kühnen Ausdruck findet, eine ebenso stark ausgeprägte „Demut" des Mystikers gegenübersteht. Hier sind die Verhältnisse auch rational leichter zu fassen. Die Gottheit im Menschen ist der homo nobilis, der puruscha, der „von Ewigkeit in Gott" war und nie aus ihm weichen kann. Nur auf dieses „Wunderding" im innersten Heiligtum des in Welt und Sünde verstrickten Ich beziehen sich jene Aussagen über die Gottgleichheit. Das empirische Ich aber zwingt den Mystiker mit seinem Drang nach unbedingtem Sein zu tiefster Demut vor dem Ewigen. Erst die polare Spannung zwischen mystischem Hochgefühl (homo nobilis) und mystischer Demut (creatura), die sich oft in fast unfaßbaren Entladungen kund tut, macht das mystische Ichgefühl aus. Jeder Versuch, diese Spannung aufzulösen — ein Einheitliches zu konstruieren — verschließt den Zugang zur Seele des Mystikers.

Otto hat ganz richtig gesehen, daß die Ineinssetzung des brahman oder der Gottheit mit dem Selbste „mystisch" verstanden werden muß, und daß darum die mystische Kopula „ist" nicht einfach als logische Identitätsformel genommen werden darf. Sein Vorschlag, mit Vergewaltigung der Sprache statt: „ich bin Brahman" zu sagen: „Brahman seint, istet, weset mich" (vielleicht wäre noch besser: „Ich bin von Brahman ge-istet"), trifft jedenfalls die wirkliche Haltung des Mystikers viel besser als die logische Wendung des Ist-Verhältnisses zwischen Gott und dem Ich. Nach meiner Auffassung ist diese logische Wendung, die sich besonders in den späteren Schriften findet, der Ausdruck einer stark rationalisierten, späten mystischen Spekulation. Auch die von Otto zitierte Kaivalya-Upanischad gehört teilweise zu dieser Gattung. Hier entstehen jene überheblichen Aussagen über den Menschen als Gott, die das religiöse Gemüt so schwer verletzen. Sie dürfen deshalb nicht zum Ausgangspunkt eines Verständnisses der Mystik gemacht werden, sondern müssen als Momente in ihrer Entwicklung betrachtet werden.

Auch das Problem der Transzendenz und Immanenz Gottes erhält von der Mystik her in der Behandlung durch Otto eine neue Beleuchtung. Wer die höhere Mystik je ernstlich in den Quellen studiert hat, der weiß, daß die beiden Schlagwörter zur Bezeichnung des Verhältnisses von Gott und Welt völlig unzureichend sind. Otto räumt gründlich auf mit den hergebrachten Meinungen über den „indischen Pantheismus". Er kann es, weil er die Quellen kennt*).

Das ewig unbewegte transzendente (nirguna) Brahman ist nicht der ausschließende Gegensatz zum gestaltenden und gestalteten, dem immanenten (saguna), sondern sein Superlativ und eine Übersteigerung der Tendenzen im Transzendenten, die zum Immanenten führen. Otto sucht das hier vorliegende Verhältnis dem westlichen Leser klar zu machen durch Hinweis auf die Begriffe der via eminentiae und der via negationis in der Theologie. Dazu ist allerdings zu bemerken, daß dies nur Annäherungsvergleiche sind. Daß aber das Eingehen und Innewohnen des Göttlichen in der Welt keine Ver-Weltlichung bedeutet, sondern dieses trotzdem in seiner Absolutheit und in seinem Abstand gegen die „Welt" unangetastet bleibt, gerade das wird an Schankaras scheinbar widerspruchsvollen Aussagen so klar. Diese Auffassung ist übrigens schon in den späteren Upanischaden ganz deutlich, und auch Eckehardt ist damit einig, im Grunde die Mystik überhaupt. Vielleicht dürfte Otto gerade hier die nicht immer zu Tage liegenden Parallelen zwischen Ost und West noch mehr herausarbeiten. Letzten Endes ist das Grundgeheimnis auch hier die in allen Sphären der Mystik sich kundtuende Polarität, die zwar erlebt und gefühlt — als wirklich erfahren, — aber nur in Widersprüchen ausgedrückt werden kann. Und diese Widersprüche bilden die ewig schöpferische Unruhe im Glauben des Mystikers.

Für das Verhältnis des Ewig-Wirklichen zur Welt ist in Indien schon sehr frühe der Ausdruck maya gebraucht worden. Gewöhnlich wird dieses Wort mit „Blendwerk, Illusion" wiedergegeben. Diese Wiedergabe trifft die Sache aber nicht, so sehr auch die indischen Denker selber uns durch ihre Ausdrucksweise dazu verführen. Otto hat auch diese Erkenntnis zu weiterer Klarheit geführt, indem er zeigt, daß dieser maya eine gewisse geistige Substanzhaftigkeit zukommt: daß die Welt nach indischer Anschauung zwar dem Unbedingten gegenüber unwirklich, „Schein", für den Menschen aber im Gegensatz zum Nichtsein wirklich ist. In einer einschneidenden Untersuchung über den Begriff der creatura bei Eckehardt wird gezeigt, wie dieser Begriff eng verwandt ist mit der maya in der indischen Spekulation. Zwar darf nicht übersehen werden, daß in der indischen Mystik eine negativere Note ist, und zwar in den Seinsaussagen wie in den Wertungen. Aber es ist von größter Bedeutung für das Verständnis der indischen Religionen, diese Betonung des Positiven der Welt voll aufzunehmen. Hier hätte eine entwicklungsgeschichtliche Betrachtung Ottos Einsichten noch tiefer geführt. Denn dabei wäre noch klarer herausgetreten, was auch Otto nicht ganz entgangen ist, daß der Begriff der maya, ursprünglich: „Schöpfung durch Zauberkraft" (also nicht nur Illusion, sondern in der Tat Sein, wenn auch schwebend zwischen voller und geisterhafter Wirklichkeit), in den früheren Epochen der Entwicklung viel wirklicher gefaßt war, so wie die Kreatur bei Eckehardt substanzhaftere Wirklichkeit hat als etwa im Idealismus Fichtes, der

*) Ich weise hier nachdrücklich auf die viel zu wenig bekannten Übersetzungen Ottos aus dem Sanskrit hin, die ein umfangreiches klassisches Material zum Studium der indischen Mystik darbieten: 1. Vischnu-Narayana, Texte zur indischen Gottesmystik, Diederichs, Jena 1923; 2. Siddhanta des Ramanudscha, Ein Text zur indischen Gottesmystik, ebenda 1923; 3. Dipika des Nivasa, Eine indische Heilslehre, Tübingen 1916.

Schankara darin viel näher kommt als Eckehardt (mit dem Unterschied allerdings, daß in Indien die praktische Verneinung, im Westen die praktische Bejahung der Welt immer betonter wird). Und es müßte in diesem Zusammenhang die Frage erwogen werden, ob es sich bei diesen Wandlungen nicht um gesetzmäßige Abläufe des mystischen Bewußtseins überhaupt handelt.

3. Die Einheit des mystischen Aktes

Eines der wichtigsten Stücke in Ottos Buch sind die Kapitel über „die zwei Wege". Otto unternimmt hier, wie er selbst sagt, „die penible Aufgabe ... zum Zwecke schärferer Erkenntnis zu sondern und auseinanderzureißen, was beim Mystiker selbst aufs engste verschmolzen ist und beständig ineinander überfließt." Im Versuch, die mystische Erfahrung zu fassen, unterscheidet Otto zwei Wege: den „nach innen", den Weg „der inneren Schau", der Selbstversenkung und den „nach außen", der Welt zugewandten, den Weg der „Einheitsschau". Und zwar ist er der Ansicht, der Weg der Einheitsschau sei in Indien und vielleicht überhaupt der erste gewesen. Für die Schau der Welt als des Einen, dessen numinosen Charakter Otto aufzeigt — eine überaus wichtige Feststellung! — unterscheidet Otto drei Staffeln. 1. Die Schau der Welt als Ganzes, Eines. 2. Die Schau des Einen als Essenz der Welt (das eigentümliche Verhältnis des Einen zum Vielen bezeichnet er gut mit „Bedingen", „prinzipielles Zu-Grunde-liegen", „Befassen"). Die 3. Staffel zeigt das Eine im Gegensatz zum Vielen — es wird das Einzige, „aus dem All-einigen wird das Allein-ige". Und hier schlägt dann die ursprüngliche Immanenz des Einen im Vielen und des Vielen im Einen geradezu um in die vollendete Transzendenz. Hier zieht Otto verschiedene Vergleiche aus Plotin und al-Hallādsch heran, um zu zeigen, daß diese Staffeln Erscheinungen der höheren Mystik überhaupt sind. Mit der Feststellung der „zwei Wege" und der Staffeln hat Otto in der Tat wesentliche Momente im mystischen Akt klargelegt. Auch seine Unterabteilungen und weiteren Ausführungen zum zweiten Wege zeugen von einer seltenen analytischen Kraft; und doch wird der strenge Analytiker überall von der Synthese verfolgt. Darum sind diese Abschnitte für die religionspsychologische Durchdringung der Mystik von großer Bedeutung. Und dabei ist zu betonen: Otto bleibt auch nirgends beim Psychologischen stehen: seine psychologischen Kategorien weisen über sich selbst hinaus zur Wesensschau; man wird immer wieder an den Abgrund letzter Wirklichkeiten geführt.

Aber hier, wie bei seinem Versuch, die wogende Polarität des mystischen Gottesbegriffes zu fassen, merkt man, wie Otto trotz denkmächtigen Eindringens in diese Rätsel und trotz aller scharf gefaßten Darlegungen nicht zur Ruhe kommt. Er fühlt, daß immer noch nicht Alles erfaßt, Vieles nur erahnt, daß Manches nicht klar formuliert, nur tastend umschrieben ist. Seine „Anhänge" sind deshalb eigentlich nicht, was das Wort besagt, sondern immer erneute wuchtige Anläufe, das Problem von anderen Seiten her zu fassen und endlich zu bewältigen. So erlebt man den inneren Kampf um Einsicht und Klarheit in die Rätsel mystischen Glaubens innerlichst bewegt mit. Hier ist nichts fertig — erledigt —, sondern Alles unaussprechlich lebendig. In dieser Bewegung ist man froh, daß Otto nicht glatter und systematischer geschrieben hat: das Buch macht freie Bahn, aber es zwingt zum eigenen erneuten Suchen.

Diesen schweren Kampf mit dem Stoff verraten gerade auch die Widersprüche in Ottos Buch. So sagt er z. B. auf Seite 358 (vielleicht etwas übertreibend): „Die Entdeckung des ekam (des Einen) in und hinter der Welt ... ist hier das Erste. Die Entdeckung des ‚inneren atman' ... ist das Zweite, und diese Entdeckung ist schlechterdings unabhängig von jener ersten."

Diese Sätze lassen sich schwer mit den oben angeführten vereinigen. Auch wenn er sagt, die Zusammengehörigkeit der beiden Wege könne „uns Andern nur erscheinen als gegenseitige Attraktion nach psychologischen Gesetzen", widerspricht er sich eigentlich selbst. Denn tatsächlich sind Ottos sieben Abschnitte, in denen er die Verschlingung und Vereinigung der zwei mystischen Wege begreiflich zu machen versucht, gar nicht Darlegung von „Attraktion nach psychologischen Gesetzen", sondern ein wertvoller Beitrag zur Wesensschau vom Zentrum des mystischen Aktes aus. Die richtige Erkenntnis flackert auf in dem Frageſatz: „Denn was heißt die seltsame Formel des Inwendigen eigentlich?" (S. 364.) Den einsichtsreichen Abschnitt, in dem dieser Satz steht, müßte Otto zum Ausgangspunkt seiner Betrachtung über die zwei mystischen Wege und deren Staffelung nehmen. Denn so richtig es ist, daß die von ihm angeführten Momente in der mystischen Erfahrung enthalten sind, so deutlich die zwei Wege in der Mystik auseinandergelaufen sind, so oft auch die einzelnen Momente sich verselbständigt haben, so nötig es also ist, um der Klarheit willen diese Momente auseinanderzulegen und einzeln zu betrachten: der mystische Akt ist einer und derselbe, und seine Momente dürfen nicht als aufsteigende Stufen behandelt werden. Von dieser Einheit des mystischen Aktes ausgehend würden sich ihm die zwei Wege und ihre Staffeln als Entfaltungen darstellen, die überall und in jedem großen Mystiker sich immer wieder zum einheitlichen Grundakt zusammenfalten. Darum ist es auch irreführend, von einem „ersten und zweiten Wege" in Indien zu reden, als ob hier eine zeitliche Reihenfolge vorläge*).

Schon in den ältesten indischen Spekulationen (die im Atharvaveda und nicht im Rigveda stecken) sind Innenschau und Einheitsschau aufs engste verknüpft. So enthält z. B. das Lied VIII, 9, ein höchst interessantes Dokument primitiver mystischer Spekulationen, die Frage nach dem Einen. Die ganz seltsame Antwort lautet: „Einer ist der Ochse (die platonische Idee ein halb Jahrtausend vor Plato), Einer der eine Seher, Eine die Urform, Einfach die Bitte (die in vielen Herzen verteilt aufsteigt), Einmalig ist das Wunderding (das menschliche Selbst) auf Erden, Eine ist die Jahreszeit, nicht ist sie verschieden." Und im selben Lied ist viradsch, die göttliche Urmacht, der Vater des brahman, Lebensodem der Atmenden.

Damit ist zusammenzunehmen X, 8, vielleicht das älteste Lied der Einheits- und Innenschau, wo der Eine Gott die Fülle der Welt aus der Fülle des Unentfalteten schöpft und, sich einhüllend in die Weltgestaltungen, doch der ewige Herr bleibt. Da heißt es am Schluß: „Die Eingeweihten wissen, welches atmanhafte Wunderding in der neuntorigen, von den drei Gunas (Welt-Konstituenten) umhüllten Lotosblume (des menschlichen Herzens) wohnt." Dies ist, wie es in der mit diesem Liede verwandten Schvetaschvatara-Upanischad heißt, die Kraft des göttlichen Selbstes (atman) im Menschen. Auch schon in dem sehr alten Einheitsliede des Rigveda I, 164 singt der Dichter vom kosmischen Lebensbaum, wo die „Adler" schlummerlos dem Fest zujauchzen: „Da ist des Alles Hüter, der stolze Weise, in mich Thumben eingegangen."

Diese engste Verknüpfung der „zwei Wege" hat nichts Verwunderliches, denn der mystische Akt ist beide. Die mystische Einheitsschau ist nicht etwa eine zusammenfassende, das Viele in Eins verbindende Überschau. Der Weg zur Schau der Einheit der Welt kommt von innen. Im Innern wird eine verborgene Wirklichkeit lebendig, enthüllt sich aus der bewegten Vielheit der empirischen Seele. An dieser Wirklichkeit, besser: mit ihr, wird der Schauende

*) Über die zeitlichen Verhältnisse, die ganz anders liegen, als die Indologen bisher annahmen, vergleiche für die älteste mystische Spekulation in Indien: „Der Bratya. Untersuchungen über die nichtbrahmanische Religion Alt-Indiens" von J. W. Hauer, Stuttgart 1927.

der inneren Wirklichkeit der Welt inne, — sie ent-hüllt sich ihm aus der Vielheit der Erscheinungen. Darum können die Upanischad-Weisen sagen: „Mit diesem, d. h. mit der verborgenen Wirklichkeit im eigenen Selbst, kennt und hat er die ganze Welt." Wem diese verborgene Wirklichkeit in der eigenen Seele sich nicht ent-hüllt, der hat keinen Zugang zur verborgenen Wirklichkeit der Welt. Nur der Abgrund kann in den Abgrund tauchen (abyssus abyssum vocat), nur das Wunderding in der Seele kann das Wunderding in der Welt fassen.

Dem Schauenden ist es im mystischen Akt unmittelbar klar, daß diese Wirklichkeit eine und dieselbe ist; nicht etwa eine verborgene Wirklichkeit der Welt und eine in der Seele, die dann irgendwie zusammengeschaut oder miteinander verbunden werden müßten. Kein Erkenntnisakt, vollends kein Schluß schiebt sich zwischen das Erfassen der Identität beider. Daß diese Identität nicht die Aufhebung der Individualität bedeuten muß, nicht logisch, sondern eben mystisch zu verstehen ist, wurde schon gesagt. Gerade auch das von Otto angeführte Beispiel, das er in seinem fünften Kapitel aus dem Vischnu-Purana übersetzt, zeigt die „zwei Wege" als einen Akt, in dem das Einige in der Welt und im Selbst gegeben wird: „Alle Wesen schaute er fortan unverschieden von sich selbst (in Erfahrung des durch alle gleich sich erstreckenden Selbstes), und so schaute er Brahma."

In Ekam ist nicht so sehr die Betonung des Einen im Gegensatz zum Vielen — sondern des Einigen im Gegensatz zum Zerteilten. Das Eine mit Zahlwortbedeutung als erstes Prinzip in den philosophischen Hymnen des Rigveda ist eigentlich schon eine Rationalisierung der in der geschilderten Erfahrung gefaßten Wirklichkeit. Darum brauchen die Lieder des Atharvaveda und die Upanischaden eher als ekam für die letzte Wirklichkeit einfach das Wörtchen tad „Jenes".

Im Rationalisierungsprozeß der Mystik erhält dann dieses Wörtchen das Prädikat „Sein" als letzte logische Kategorie, als erstes Merkmal auf dem Wege zur „Merkmalbehaftung". Es ist nicht zufällig, daß Eckehardt, bei dem dieser Begriff, wie Otto wiederum in einem kenntnisreichen Vergleich nachweist, an derselben Stelle steht, hier in die scholastische Begriffswelt eingeht. Dieses bedeutsame Kapitel in Ottos Buch stünde am besten an dem Platze, an dem die rationalen Gestaltungsprozesse sich aus der unmittelbaren mystischen Erfahrung entwickeln.

Auch der numinose Charakter jener verborgenen Wirklichkeit, auf den Otto mit Recht Nachdruck legt, ergibt sich aus der Erfassung des mystischen Aktes. Die Enthüllung dieser Wirklichkeit ist etwas Ungeheures — ja Ungeheuerliches, weil sie etwas so ganz Anderes ist als alles sonst Erfahrene. Sie tritt aber nicht nur als ein Erschütterndes aus ihrer Verborgenheit heraus —, sie erschüttert und beseligt zugleich: Die innige Gemeinschaft mit dem Wesen und Geburtsgrund der Welt, die in der mystischen Erfahrung sich auftut, ist Erlösung und darum Seligkeit.

Otto hat dies deutlich gefühlt und hat deshalb in seinem zweiten Kapitel „Heil" als die zentrale Idee in der Mystik hingestellt. Die Mystik ist ihrem Wesen nach nicht Philosophie, sondern Heilsweg, Heilslehre. An dieser Tatsache sollte heute kein Theologe, dem es um ein wirkliches Verstehen der Mystik zu tun ist, vorbeigehen dürfen. Die Darlegungen Ottos über den Gegenstand haben klassische Schärfe und vermeiden doch die Gefahr vom Leben unberührter Rationalisierungen.

Der Ausgangspunkt für die mystische Schau kann allerdings sowohl Weltbetrachtung wie Selbstbetrachtung sein. Ebenso kann von der Schau das Interesse sich der Welt, wie der Seele zuwenden. Daraus ergeben sich dann eine große Reihe von Besonderungen in der Mystik. In Indien ist die Wendung mehr und mehr der Seele zugegangen, während im Westen Welt und Seele sich zunächst die Wage hielten (auch in Indien haben wir in der wichtigen Schvetaschvatara-Upanischad eine solche Stufe) und dann das Interesse der Welt sich zuwandte. Es ist wahrscheinlich, daß in ältester Zeit die Welt der Ausgangspunkt war — so offenbar in Griechenland und vielleicht überhaupt bei den Indogermanen. Insofern gebe ich Otto recht, wenn er die Einheitsschau, d. h. die Weltbetrachtung als den früheren Weg ansieht.

Das tad hat sich dem Inder vornehmlich auch in der heiligen Handlung schauervoll enthüllt. Bei der Konzentration des Opfers trat er in die Gegenwart unsichtbar wirkender Mächte. Auch bei dieser Erfahrung ist Einheitsschau und Innenschau von Anfang an verknüpft. So enthält das elfte Buch des Atharvaveda eine Anzahl höchst merkwürdiger Lieder, in denen im Anschluß an das Opfer in sehr primitiven, kaum der Sphäre des Zaubers entflohenen Spekulationen die verborgene, all-mächtig wirkende Opferwesenheit als die eine, Allem zu Grunde liegende Macht gefaßt wird. Und die Innenschau ist enthalten in dem Kehrreim im siebenten Lied: „Und eben das (tad) ist in mir." Dies ist das erste Auftreten des geheimnisvollen tad, das dann später überall da gebraucht wird, wo man das große Geheimnis der Welt und der eigenen Seele aller Prädikate entkleiden wollte*). Nun trug aber diese alles durchdringende Macht seit indogermanischer Zeit den Namen brahman, „Machtwesen". So war vom ersten Anfang dieser mystischen Erfahrung und Spekulation an Brahman-Schau und Selbst-Schau verknüpft, ebenso wie in der Weltbetrachtung Selbst-Schau und Einheits-Schau.

Die Vereinigung dieser Wege ergab sich ganz von selbst. Was geschichtlich vorging, war dies: Die mystische Erfahrung vollzog sich gleichermaßen in verschiedenen Bereichen (in dem priesterlichen mit dem unpersönlichen brahman und tad als Schlüsselworten, in dem weltbetrachtenden, wo das Wörtchen ekam die letzte Einsicht enthielt, in dem der Hingabe an den persönlichen Gott, den puruscha). Und allen diesen Bereichen gemeinsam war als Bezeichnung des Selbstes atman. Wo sie sich trafen, da wurde die Selbigkeit der mystischen Erfahrung und ihres Gegenstandes selbstverständlich erkannt; denn Gleiches begreift Gleiches ohne Zwischenstufen oder sekundäre Folgerungen. Die Vermischung der Bereiche vollzog sich in mannigfaltiger Weise, wobei allerdings der priesterliche fortgehend das Übergewicht gewann. So wurde brahman das Schlüsselwort für das Ewig-Wirkliche und blieb es, als das Ritual längst auf die unterste Stufe der heiligen Welt gedrückt war. Also löst sich das Rätsel der Ineinssetzung der „alten Zaubergröße Brahman" mit dem Ekam, dem Puruscha und dem Atman durch die Erkenntnis der wahren Natur des mystischen Aktes, und die Geschichte bestätigt, wie wir sehen, die aus einer Wesensschau gewonnene Einheit der „zwei Wege". Aus dem zentralen mystischen Ast erwächst das vielgestaltige Gebilde der indischen Mystik mit fast gesetzmäßiger Folgerichtigkeit und verkümmert auch wieder, wie seine Kraft verebbt.

Schluß folgt

Tübingen J. W. Hauer

*) Vgl. J. W. Hauer: Die Anfänge der Yoga-Praxis. Stuttgart 1922. S. 129 ff.

Die Probleme Ostasiens und die Ostasien-Mission

Japan und China, 520 Millionen Menschen, ringen sich empor zu Faktoren, die mehr und mehr aktiv die Menschheitsgeschichte mit bestimmen. Es ist ein hartes Ringen, aber mit ihrer hohen Begabung und ihrer zähen Ausdauer kommen sie fraglos schnell voran.

Wenden wir uns zuerst Japan zu. Japan hat nach dem Weltkrieg, der ihm großen, außenpolitischen Gewinn und einen großartigen, wirtschaftlichen Aufstieg brachte, bittere Erfahrungen machen müssen. In Washing-

ton wurde 1921 seine Flotte und sein Landheer beschränkt, Tsingtau ging ihm verloren, das Bündnis mit England hörte auf. So wurde es politisch isoliert. 1924 sperrte Amerika alle Japaner von der Einwanderung aus. Und das Land hat jährlich eine Million Geburten-Überschuß! Das gibt, da alle anderen Auswanderungsmöglichkeiten sehr wenig Japaner anlocken, eine starke Spannung im Innern. Nur eine noch stärkere Industrialisierung kann Brot schaffen. Aber mit dem Wachsen der Arbeitermassen steigt die Gefahr des Sozialismus, ja Bolschewismus, immer höher, bis in die gebildeten Schichten hinauf. Man hat ein scharfes Gesetz gegen „gefährliche Gedanken" durchgesetzt, man betont verstärkt die religiöse Grundlage der Monarchie. Und doch herrscht große Sorge um ihren Bestand. Die Regierung zeigt eine gespannte Nervosität. Das Eindringen der westlichen Geisteskultur schafft neben der sozialen und wirtschaftlichen Umschichtung neue Schwierigkeiten. Die alten, sittlichen Ordnungen und Ideen passen nicht mehr zu der neuen Zeit. Die alte Volkssittlichkeit schwankt. Da sollen die Schulen helfen. Sie sollen in die Jugend die Achtung vor der alten, heiligen Kultur unter der Firma des Patriotismus fest verwurzeln helfen, deren Heiligkeit der Jugend doch bereits sehr fraglich ist. Der religionslose Moralunterricht soll die Sittlichkeit des zukünftigen Geschlechts vertiefen. Aber die gesamte Lehrerwelt Japans hat freimütig erklärt, eine sittliche Vollendung des Menschen „kann nur durch religiösen Glauben erreicht werden. Es muß daher einer der Grundsätze der Erziehung sein, einen Keim solchen Glaubens in das kindliche Gemüt einzupflanzen und sein Wachstum zu fördern." Sollte das erreicht werden, so müßten auch die Lehrer religiöse Persönlichkeiten sein. Die gesamte Regierung hat in den letzten Jahren immer stärker den Ruf nach Religion erhoben: Gegen die Gefahr des wissenschaftlichen und praktischen Materialismus gibt es nur eine Hilfe: die Religion. Die Religion in jeder Form, auch das Christentum, wird begünstigt und zu allen öffentlichen Arbeiten herangezogen. Ein hoher Beamter des Unterrichtsministeriums hat öffentlich erklärt: „Jesus ist das beste Erziehungsprinzip." So ist das Christentum heute in Japan der Regierung sehr willkommen. Die Bahn für seine Arbeit ist frei! Man lobt sein segensreiches Wirken von höchsten Regierungsstellen!

China, das sich selbst heute Chung hua ming kuo, glanzvolles Volksreich der Mitte, nennt, hat seit 1928 große außenpolitische Erfolge erzielt, seitdem es unter Chiang Kai schek geeinigt ist. Es hat seine Zollverwaltung wieder in die eigene Hand bekommen. Zahlreiche Staaten haben den Verzicht auf die Konsular-Gerichtsbarkeit zugesagt. Japan hat Schantung und Tsingtau räumen müssen und fürchtet bereits, die Vormachtstellung in Ostasien an China zu verlieren. Freilich ist die innere Einheit Chinas noch lange nicht genug befestigt. Widerspenstige Generäle, heute vor allem der christliche General Feng, wollen ihre eigene Macht nicht aufgeben. Der Untergang der kaiserlichen, konfuzianischen Theokratie hat das alte, heilige Band, durch das dies riesige Reich geeint war, zerrissen. Es ist ein schweres Werk, aus China einen modernen Nationalstaat zu erbauen. Um das zu erreichen, müht man sich, neben dem Konfuzius den neuen Heiligen, Sun Yat sen, zum Nationalheros des Volkes zu machen. Seine drei Prinzipien der Volkswohlfahrt, „nationale Einheit, Demokratie und soziale Gerechtigkeit", sind das Programm der neuen Regierung und die Hoffnung des Volkes. Aber ein schweres Werk ist die Verwirklichung der Hebung dieses durch sechzehnjährigen Bürgerkrieg zerrissenen, durch Hungersnöte geplagten und von den Großmächten bedrängten Volkes! Und doch geht es auch im Innern voran. Mit einer gewissen Härte gegen die schwer leidenden Massen werden immer neue Verkehrsmittel geschaffen, werden Schulen gebaut, Hochschulen errichtet, wird die Zahl der Auslandsdeutschen dauernd vermehrt. Des ganzen Volkes und der Jugend Zukunft geht allen Einzelnöten voran. Dabei wissen die Regierenden wohl, daß äußerer Fortschritt für das Gedeihen des Landes nicht genügt. Wie in Japan ist auch in China die Erkenntnis ganz stark, daß das Volk einer gesunden, sittlichen Grundlage bedarf und daß diese nur möglich ist auf dem Boden der Religion. Nun ist die alte Staatsreligion des Konfuzianismus vernichtet. Den taoistischen und buddhistischen Polytheismus mit seinem öden Aberglauben aber schätzt man so gering ein, daß man die Tempel in großen Massen schließt, die Götterfiguren zerschlägt, die Mönche und Nonnen aus den Klöstern treibt. Ja, die Regierung in Kanton hat allen Vielgötterkult mit Weihrauch und Opfergeld verboten und will nur noch die geistigen Ideen des Taoismus und Buddhismus, sowie den Islam und das Christentum als religiöse Grundlage des neuen Chinas dulden und fördern. Es ist eine gefährliche Sache, alten, die Volksmassen doch irgendwie auch sittlich stützenden Religionsbestand mit Gewalt zu zerstören, zumal in China der westliche Materialismus und der Bolschewismus eine aller Religion feindliche Bewegung ausgelöst haben, die weite Kreise der Gebildeten beherrscht. Darum tat die neue Regierung in Nanking einen klugen Schritt, als sie im August 1928 in einem Aufruf an das ganze Volk alle antireligiöse Propaganda verbot. Daß sie das Christentum besonders in ihren Schutz nahm, begründete sie auf doppelte Weise: 1. „Weil die Christusreligion die ist, zu der sich unser Führer Sun Yat sen in Wahrheit bekannt hat." 2. „Die Christusreligion ist am meisten imstande, eine Umwälzung des Herzens hervorzurufen." Wohl wäre dieser Aufruf nicht in so starkem Maße das Christentum empfehlend ausgefallen, wenn nicht 5 von den 10 Staatsministern und 300 Beamte der Zentralregierung evangelische Christen wären. Aber daß so viele Christen im jungen China an führenden Stellen stehen, und daß dieser Erlaß möglich war in einem Lande, in dem es unter 440 Millionen Menschen erst 2½ Millionen Christen gibt, beweist: Auch in China ist das Christentum heute willkommen. Man erkennt den wirklichen Segen der christlichen Mission und ruft uns als Helfer für die Erzielung der Umwandlung der Herzen durch Christus, deren die Chinesen ebenso dringend bedürfen wie wir.

Welch ein großes, großartiges, aussichtsreiches Arbeitsgebiet ist das für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein! Welche Verantwortung stellt die dem Christentum so günstige Lage unseren Freunden! Muß er nicht ganz Deutschland, die Schweiz, das Elsaß, Österreich und Böhmen, alle Gruppen des evangelisch-deutschen Kulturkreises, aufrufen, ihm zu helfen auf diesem größten und heute wichtigsten Missionsgebiet der Welt? Der Zug zum entschlossenen, opferfreudigen Ausbau seiner Arbeit in Japan und China beherrschte seine 45. Jahresversammlung in Breslau vom 2.—5. Juni. Es war ein wirklich erhebendes Fest. In allen Kirchen Breslaus fanden Festgottesdienste statt. Generalsuperintendent D. Zänker eröffnete am 3. Juni den wissenschaftlichen Kursus, der vielerlei Anregungen bot und sehr gut besucht war. Pfarrer Henckel überreichte als Festgabe Schlesiens 8000 Mark. Die Beratungen des Vorstandes hatten wichtige Entschlüsse zu fassen. Ostasien ist die Losung! Darum hat der Missionsverein in Breslau seinen alten, von den Vätern aus guter Überlegung gewählten, aber etwas blassen und unpraktischen Namen endgültig geändert. Jetzt heißt er nur noch „Ostasien-Mission", der alte Titel ist in die zweite Linie gerückt. Nach den schweren Jahren des Krieges und der Inflation geht sein Werk erfreulich voran. Unsere Christen in Osaka haben in Itami eine neue Gemeinde gegründet. Die Arbeit in Toyohashi wächst. Dem Neubau der Kirche in Tokyo folgt jetzt der Bau eines Gemeindehauses in Kyoto. Dort wird für D. Schiller ein Helfer für das neue Heim berufen. In Tokyo ist das Studentenheim wieder eröffnet worden.

Ein neuer Pfarrer wird dort zu Pfarrer Dr. Weidingers und Pfarrer Akashis Entlastung angestellt. In Tsiningchow, im Innern Shantungs, ist soeben ein neues Krankenhaus erbaut worden. Ein chinesischer Pfarrer wird für die Seelsorge an den Kranken angestellt. Damit ist die neue ärztliche Station vollendet. Die Arbeit Dr. Haensels und der Schwester Hanni Moser hat stark wachsenden Zuspruch. Noch vor der Eröffnung des Krankenhauses wurden in den ersten fünf Monaten dieses Jahres schon mehr als 1500 Patienten behandelt. Ein armer Blinder kam jüngst 100 Kilometer weit gewandert, um bei Dr. Haensel Hilfe zu suchen! Die Freude der geheilten Kranken ist unbeschreiblich groß. Nun wird durch das Krankenhaus die Arbeit stark erhöhte Mittel erfordern. Und wir hoffen auf die Hilfe der evangelischen Christen (Ostasien-Mission, Berlin W. 57, Pallasstraße 8/9. Postscheck: Berlin 6457).

Die Mittelschule in Tsingtau ist, durch die Pfarrer Dr. Seufert und Rabes und 20 chinesische Lehrer geleitet, auf 320 Schüler gewachsen. Es ist die größte deutsche Missionsschule in China! Ein Anbau ist beschlossen worden. Wir brauchen für ihn 20000 Mark. Der wichtigste Beschluß aber ist der, daß die ärztliche Arbeit in Tsingtau, in der im Jahre 1913 mehr als 10000 Kranke behandelt wurden und die durch den Krieg 1915 stillgelegt wurde, neu eröffnet werden soll. Uns ist ein Mann geschenkt worden, der aus christlichem Glauben heraus sein Leben diesem Dienst weihen will, ein Mann reicher, medizinischer Kenntnisse, der Professor der Medizin an der Universität Berlin, Dr. med. et phil. Franz Hübotter. Er hat 1912 in Chinesisch zum Doktor phil. promoviert, war von 1921—25 medizinischer Dozent in Kumamoto in Japan, von 1925—27 Missionsarzt im Dienst der Norwegischen Mission in China. Bei der Abberufung der Missionare aus dem Innern mußte er in die Heimat zurück. Aber es treibt ihn wieder hinaus. Nun geht er im Oktober dieses Jahres im Dienst unserer Ostasien-Mission nach Tsingtau. Ein schönes, modernes Krankenhaus, 1914 vollendet, wartet dort auf ihn. Möchte Gott sein Wirken an den vielen Tausenden hilflos leidender Chinesen segnen. Und möchten unserer Ostasien-Mission viele neue Freunde erstehen, die ihr gottgesegnetes Wirken stützen und tragen.

Berlin Johannes Witte

Zur Bibelauslegung

3. Die gegenwärtige Sachlage

In meiner Studentenzeit (1876—1879) habe ich neutestamentliche Vorlesungen gehört in Göttingen bei Zahn, Wiesinger, Wendt und Ritschl, in Leipzig bei Luthardt, Woldemar Schmidt, Schürer, Hölemann, Fricke und Adolf Harnack, hospitierend auch in Jena bei Willibald Grimm und Lipsius — also bei sehr verschiedenen und zum Teil bedeutenden Lehrern. Manche davon waren sehr interessant, manche entsetzlich langweilig. Wirklich warm für die Heilige Schrift bin ich nur bei Harnack geworden. Zudem wurden manche von ihnen durch ihre Umständlichkeit mit den auszulegenden Schriften nicht fertig, so daß die Exegese in lauter Einzelheiten zerklittert wurde und ein Torso blieb, ohne Einheitlichkeit und Kraft. An Kommentaren habe ich mancherlei und zwar verschiedenster Richtung durchstudiert, am meisten die historisch-kritischen von Meyer. Gelernt habe ich aus allen etwas, aber innerlich angezogen fühlte ich mich fast nur durch Godet, obwohl er mich wissenschaftlich keineswegs immer überzeugte. Im Allgemeinen hatte ich bei der neutestamentlichen Exegese den Eindruck, daß die Schriften Gegenstand scharfsinniger Untersuchungen, Anlaß zu allerlei Kontroversen und Hypothesen, Quelle für theologische Lehren, Anschauungen, Richtungen und Formulierungen waren: — aber Bücher des Lebens? Persönliche Zeugnisse? Schriften, von denen jede einzelne ihre besondere Eigenart und Kraft hatte? Schriften und Reden, in denen der Geist waltete und Gottes Wort vernehmbar wurde? — Ich glaube, daß die meisten der Zuhörer zwar allerlei Kenntnisse, Anregungen und Interessen mitgenommen haben (zuweilen nicht einmal das). Aber ob sie alle Ehrfurcht vor der Schrift, Liebe zu ihr, den Trieb zu selbständiger Versenkung in sie und die Fähigkeit zu ihrem rechten, regelmäßigen Gebrauch empfangen haben, das steht dahin. Und zwar hing das keineswegs von der theologischen Richtung, sondern vielmehr von der Persönlichkeit des Dozenten ab.

Wie steht es heutzutage? — Wir sind zweifellos in vieler Hinsicht in den letzten 50 Jahren mächtig vorangekommen. Wir haben ausgezeichnete gelehrte Werke, die dauernd ihren Wert behalten werden. Ich denke dabei unter den älteren etwa an Schürers „Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi" oder an Weizsäckers „Apostolisches Zeitalter". Wir haben die inhaltsreichsten und gelehrtesten Kommentare verschiedener Richtung: ich nenne nur die umfassenden, von Theodor Zahn und die knappen von Lietzmann herausgegebenen. Ich weise hin auf Jülichers „Einleitung in das Neue Testament" und seine „Gleichnisreden". Der reichste Stoff wird in immer geschickterer Art zugänglich gemacht. Aber in manchen Werken tritt die Einheitlichkeit hinter tausend Einzelheiten, die Kraft hinter dem gelehrten Wissen und der Fülle des Stoffes zurück. Die Exegese scheint teils zerpflückend, teils in ängstlichem Sinne apologetisch. Außerdem zeigt sich in manchen Beiträgen zur Schriftauslegung die Neigung, Schlagworte und kraftvolle Bilder einer sachlichen Darlegung vorzuziehen und unnötigerweise Fremdwörter zu gebrauchen, statt nach dem entsprechendsten deutschen Ausdruck zu ringen. Worte wie „mystisch" „hieratisch" „sakral" „liturgisch" „kontingent" „qualifiziert" „transzendental" „existentiell" „Negativität" „effektiv" usw. haben einen sehr wissenschaftlichen Schein, sind aber wenig wissenschaftlich, weil sie selbst erst wieder einer genauen Begriffsbestimmung bedürfen und zum Teil durchaus mehrdeutig sind.

Über die heutigen akademischen Vorlesungen enthalte ich mich des Urteils. Aber es wird doch erlaubt sein, auch für die Gegenwart die oben aufgeworfenen Fragen zu wiederholen und noch einige andere hinzuzufügen. Welches ist heutzutage der wirkliche Einfluß der Bibelauslegung auf Studium, Predigt, Unterricht, Amt? Wie steht es mit der tatsächlichen Bibelkenntnis unserer Studenten, Kandidaten und Pfarrer? Wie steht es mit der Freude an Schriftstudium und Schriftgebrauch? Kommt die eigenartige Kraft, Größe und Göttlichkeit der Heiligen Schrift zur Geltung? Wird das Bewußtsein erweckt, daß es sich um eine wirklich frohe Botschaft handelt? Sind unsere Exegeten Schriftgelehrte, zum Himmelreich gelehrt, die wie ein Hausvater Altes und Neues aus ihrem Schatz hervortragen?

Das alles sind ernste Fragen, Gewissensfragen. Ich möchte aber noch eine einfache Frage in Bezug auf das Verfahren der Schrifterklärung, namentlich bei akademischen Vorlesungen, hinzufügen: Müßte man nicht noch mehr, als es geschieht, zwischen der gelehrten Arbeit und Forschung einerseits und der pädagogisch und didaktisch eingestellten Belehrung unterscheiden, in der letzteren die Hauptsachen mehr hervortreten lassen und die minutiöse Gelehrsamkeit den Gelehrten und werdenden Privatdozenten überlassen? Die akademischen Vorlesungen und studentischen Lehrbücher sollen durchaus wissenschaftlich sein, aber sie sollen sich von unfruchtbarem, gelehrten Ballast freihalten. Wir haben wahrlich genügende Werke, aus denen man sich genauere Auskunft über Einzelfragen holen kann.

4. Unsere Aufgabe

Die Schwierigkeiten und Fragen der neutestamentlichen Exegese haben mich seit Jahrzehnten bewegt und begleitet. Schon 1885 habe ich in meiner anonymen Schrift über „Die Unzulänglichkeit des theologischen Studiums der Gegenwart" schüchtern meine Bedenken und Wünsche geäußert. Zusammenhängend habe ich dann in meinem Thessalonicherkommentar (Seite 250—257) 1894 meine Auffassung dargelegt. Ich hätte wohl besser getan, wenn ich meine dortigen Ausführungen in einem besonderen Aufsatz oder Schriftchen und nicht in der Mitte eines dickleibigen Kommentars von 708 Seiten niedergelegt hätte. Sie sind wenig beachtet und jedenfalls nicht öffentlich erörtert worden. Ich glaubte genug getan zu haben, wenn ich in dem Kommentar selbst ein deutliches Bild und ein praktisches Beispiel für die mir vorschwebende Art der Bibelauslegung gab.*) Um die Hauptsachen hervorzuheben: die Erklärung sollte ein abgeschlossenes Ganze sein und doch auch in jedem einzelnen Abschnitt verständlich; sie sollte den Text richtig und praktisch einteilen; sie sollte zunächst für das Ganze wie für jeden Abschnitt eine orientierende Übersicht geben; sie sollte nicht einfach dem Wortlaut folgen, sondern ihn sinngemäß und zweckmäßig zum Verständnis bringen; sie sollte die Hauptsachen erkennen lassen und das Wichtige möglichst gründlich behandeln; sie sollte auf andere Auslegungen nur soweit Rücksicht nehmen, als es fruchtbar und förderlich schien; sie sollte vor allem zum Schluß der Einzelerklärung die Ergebnisse rückblickend noch einmal in einem einheitlichen Bilde zusammenfassen und dadurch möglichst die lebendige Eigenart, den Geist und die Kraft der Thessalonicherbriefe zur Wirkung bringen. Als Zugaben hatte ich eine Geschichte der Deutungen von 2. Thessalonicher 2, 1—12 (S. 400—459) und eine nahezu vollständige Geschichte der Auslegung beider Thessalonicherbriefe (S. 538—708) hinzugefügt. Als Hauptziel hatte ich im Auge, zu zeigen, daß die höchst bedenkliche Zweiteilung zwischen „wissenschaftlicher" und „praktischer" Auslegung beseitigt werden müsse und könne. Denn die wissenschaftlichen Kommentare sind meist nicht praktisch und die praktischen nicht wissenschaftlich.

Zu meinem lebhaftesten Bedauern habe ich nicht das erhoffte Echo gefunden. Zwar hat mir der Kommentar den theologischen Ehrendoktor und einige sehr anerkennende Rezensionen eingebracht. Auch haben einige Theologieprofessoren ihn zusammen besprochen. Und — das war mir das Erfreulichste — zwei mir unbekannte Pfarrer haben mir im Laufe der Jahre dankbar berichtet, daß sie durch das Studium meines Kommentars die Freudigkeit gewonnen hätten, über die Thessalonicherbriefe zusammenhängend zu predigen. Aber das war auch alles. Weder Studenten noch Kandidaten noch Pfarrer haben meinen Kommentar gelesen und gekauft; den einen war er offenbar „zu dick", den andern „zu teuer". So hat der Verlag sich veranlaßt gesehen, meinen Kommentar als besonderes Werk zu vertreiben und in der Reihe der „Meyerschen Kommentare" eine neue Auflage an Professor von Dobschütz zu übertragen. Eine lebhaftere öffentliche Diskussion über Hermeneutik und Exegese hat meine Arbeit vor 35 Jahren nicht ausgelöst. Um so mehr freue ich mich, daß sie jetzt zu Stande zu kommen scheint. Man wird es mir nicht verdenken, wenn ich mir diesen persönlichen Rückblick gestattet habe.

Übrigens bekenne ich mich auch heute noch zu meinen damaligen Darlegungen. Ich bin überzeugt, daß der göttliche Wert und die göttliche Art der Heiligen Schrift nicht durch dogmatische Formulierungen oder durch neue Grenzabsteckung zwischen Dogmatik und Exegese erhärtet wird, sondern durch die richtige, sachliche Schrifterklärung, die der Eigenart und dem Geist jeder einzelnen Schrift gerecht zu werden sucht. Nicht auf der Inspirationslehre, sondern auf dem Inhalt der Bibel selbst ruht ihre Heiligkeit und wirkliche Bedeutung. Der Inhalt der Bibel, ihr tatsächlicher Sinn muß durch die Exegese zur Darstellung und Wirkung kommen. Dazu genügt nun die grammatisch-historische Auslegung nicht, mittels deren man wohl Tatsachen und Lehren feststellen, aber nie Persönlichkeiten und Gesinnung, Geist und Leben zum Verständnis bringen kann. Sie gleicht der Anatomie, die am toten Körper arbeitet. Wo der Geist Wort, und das Wort Schrift geworden ist, bedarf es tieferer Forschung. Die Lebenskunde ist mehr als die Anatomie; und in der Exegese handelt es sich doch darum, in das Leben der Heiligen Schriften einzudringen, in der vergänglichen Formel den unvergänglichen Sinn, in dem Zeitgeschichtlichen das Überzeitliche zu gewinnen. Da gilt es, den Wortlaut nach allen Seiten zu beleuchten und mit allen Mitteln für die Gegenwart lebendig zu machen und alle Mittel der Gegenwart zu gebrauchen, daß aus der Vergangenheit uns das Ewige und Bleibende entgegenleuchtet. Vielleicht liegt das bleibende Verdienst Bengels darin, daß er so oft verstanden hat, zugleich den zeitgeschichtlichen Sinn und die ewige Wahrheit eines Satzes in einem kurzen, treffenden Ausdruck zusammenzufassen.

Ich gestehe, daß ich für das Verständnis und die Auslegung der Bibel mindestens ebenso viel wie aus guten Büchern aus der Geschichte und dem Leben gelernt habe: z. B. für das älteste christliche Gemeindeleben aus der Mission, aus der Tätigkeit der Waldenserkirche in Italien, aus den von mir beobachteten Anfängen der methodistischen Gemeinde in Magdeburg, aus dem Leben anderer nebenkirchlicher Gemeinschaften, ja aus der Entwicklung der Sozialdemokratie. Mir scheint es bei der wissenschaftlichen Exegese ein wesentlicher Mangel zu sein, daß man wohl die ganze Zeitgeschichte des ältesten Christentums zur Erklärung gebraucht, aber die Heranziehung späterer Zeiten oder gar der Gegenwart möglichst vermeidet. Und doch kann gerade jeder treffende Vergleich, woher er auch sei, zum Verständnis und zur Würdigung eines Wortes oder einer Szene die besten Dienste leisten. Freilich, daß man nicht, ohne zu begründen, daß und wieweit solch ein Vergleich berechtigt ist, z. B. für Israel die Kirche, für die Pharisäer die Pietisten und für die Geistlicharmen die Unkirchlichen einsetzen darf, wie sehr bekannte Ausleger getan haben, sollte selbstverständlich sein. Aber jede lebensvolle, in ihrer Art berechtigte und in den richtigen Grenzen sich haltende Beziehung zur Gegenwart fördert nicht nur das Interesse, sondern auch das Verständnis. Vielleicht würde es gut sein, auch diesen Gedankengängen weiter nachzugehen und dafür passende Grundsätze aufzustellen.

Jedenfalls bin ich Wiesen dankbar, daß er mir durch seine Schrift Anlaß zur Niederschrift dieser Gedankenreihen gegeben hat. Nicht verfehlen aber möchte ich, zugleich auf die „Drei Reden vom Auslegen des Neuen Testaments" von Ernst von Dobschütz nachdrücklichst hinzuweisen. Mit ihnen berühren und decken sich meine Darlegungen in weitem Umfang, obwohl sie völlig unabhängig von ihnen sind. Jeder, der sich genauer unterrichten will, findet dort eine Fülle von Stoff und Literatur und ein außerordentlich umsichtiges und verständnisvolles Urteil. Zum Schluß möchte ich meinerseits einige zusammenfassende Sätze aufstellen.

1. Die Heiligen Schriften selbst sind weder in ihrem Gesamtumfang noch in ihrem übereinstimmenden Lehrgehalt die Offenbarung Gottes. Sie sind vielmehr nur die Urkunden oder Zeugnisse derjenigen Offenbarungen Gottes, die von der Christenheit als grundlegend anerkannt werden. Entscheidend und maßgebend ist allein

*) E. von Dobschütz hat in seiner Schrift „Vom Auslegen des Neuen Testaments" meine Art als „psychologische" Exegese bezeichnet. Ich selbst habe diese Bezeichnung nicht gebraucht, fürchte auch, daß sie irreführend und zu eng ist.

die Offenbarung, d. h. Selbstmitteilung Gottes in der Person Jesu Christi.

2. Der biblische Kanon hat weder geschichtlich noch inhaltlich ganz sichere Grenzen. Auch müssen außerhalb des Kanons innerhalb und selbst außerhalb der Christenheit Offenbarungen Gottes anerkannt werden. Vor allem aber ist Gottes Offenbarung dauernd, auch in der Gegenwart. Unser Organ für die Offenbarung ist das Gewissen. Darum kann man auch heute noch mittelbar (durch Schrift, Gemeinde, Geschichte, Natur usw.) und unmittelbar (durch Gewissen und Gemüt) der Offenbarung Gottes, d. h. der Selbstmitteilung seiner Gesinnung, seines Willens und Wesens gewiß werden.

3. Es gibt nur Einen Sinn des Schriftworts. Diesen mit allen zugänglichen und berechtigten Mitteln zu verstehen und darzulegen, soweit das überhaupt möglich ist, muß die Aufgabe der Bibelauslegung sein.

4. Die Methode der Schriftauslegung ist dieselbe wie bei allen anderen Arten der Literatur. Eröffnen sich ihr besondere Aufgaben und zeitigt sie besondere und besonders wertvolle Ergebnisse in Vergleich zu anderen Schriften, so beruht das lediglich auf Art und Inhalt jeder einzelnen Heiligen Schrift.

5. Die Schriftauslegung hat nicht nur auf grammatisch-historischem Wege die einzelnen Sätze und Abschnitte theoretisch zu erklären, sondern sie hat auch den Sinn, die Bedeutung, die Kraft, — also den Geist jeder Schrift zur Geltung zu bringen.

6. Ob und inwieweit die Heiligen Schriften für jeden Einzelnen wirklich „Gottes Wort" werden und sind, hängt von der Stellung ab, die er mit seinem Gewissen, Gemüt und Willen zu ihnen einnimmt. Durch die Anerkennung dogmatischer Prädikate und Definitionen in Bezug auf die Heilige Schrift kann diese persönliche Stellung und Erfahrung nie ersetzt werden.

7. Die Bibelauslegung hat andere Aufgaben als die Bibelanwendung. Aber sie ist um so wertvoller, je besser sie diese vorbereitet, ermöglicht, vertieft und richtig leitet.

Frankfurt a. M. Wilhelm Bornemann

Bekenntnis und Verkündigung

1

Wir kommen von einem Zeitalter des Streites her, wo Jeder das Bedürfnis hatte sich gegen den Andern abzugrenzen. Das Wort Bekenntnis war geeignet, während es doch verbinden sollte, alle miteinander zu veruneinigen. Wir sind in ein ganz anderes Zeitalter eingetreten. Man könnte es das synthetische nennen. Man legt auf Zweierlei immer weniger Wert: auf jene Abgrenzung und auf ihr Gegenstück, eine Vereinigung, die nur auf Grund von Gleichheit der Anschauungen möglich wäre. Das Ideal ist anstatt der Einerleiheit und der Trennung die Verbindung von Verschiedenem. Das mögen die Unentwegten bedauern, aber die Andern sehen es als einen Fortschritt an. Dieser besteht darin, daß man immer mehr gelernt hat, in dem, was trennt, die Nebensache und die Hauptsache in dem zu sehen, was auf Grund der gemeinsamen Geschichte und Anlage gemeinsam ist. So tritt an die Stelle des Gegensatzes in dem Einen die Einheit in der Mannigfaltigkeit.

Im Folgenden soll versucht werden, das für den allerempfindlichsten Punkt des christlichen Glaubens durchzuführen. Wieviel unseligen Zwist hat die Lehre von Christus schon hervorgerufen und tut es noch! Leidenschaft und Rhetorik reißen um die Wette Gräben zwischen Menschen auf, die in der verehrungsvollen Hingabe an Christus eins sind; sie stehen aber unter dem Bann des Wahnes, als müßte diese mit einer einzigen, gerade ihrer Ansicht von Jesus organisch verbunden sein. So machen sie aus dem Glauben ein Gesetz, mit dem sie sich und die Andern quälen.

Fragt man, was denn der Sinn der Lehre von Christus sei, so wird eine kurze Besinnung auf die Hauptsache führen. So viele Antworten auf die Frage nach der Bedeutung und dem Wesen des Herrn gegeben worden sind im Laufe der Dogmengeschichte und der neueren Theologie, sie gehen alle von einem Gedanken aus oder zielen auf einen hin. Es soll das besondere Verhältnis zwischen Christus und Gott betont und bewiesen werden. Jesus und Gott gehören auf das engste zusammen. Sie gehören enger zusammen als etwa Gott und die Natur oder als Gott und irgendein anderer Prophet oder ein beliebiger Mensch. Jesus — man weiß, wer er ist und was er ist. Ob man seine Bedeutung in der Aufstellung eines neuen Ideals der Menschheit, in seiner Barmherzigkeit oder in der Verkündigung und im Bringen des Reiches Gottes oder ob man sie in der Erlösung und in der Beschaffung des ewigen Lebens sieht: christlicher Glaube hat immer behauptet, daß Jesus mit Gott zusammenhängt. Und was bedeutet Gott? Er bedeutet den Ursprung und den Leiter der Welt und alles Lebens, auch unseres kleinen Lebens. Es wird also in jenem Satz von der engen Verbindung zwischen Jesus und Gott nichts Geringeres als dies behauptet: diese Erscheinung Jesu in der Geschichte an ihrem Ort und zu ihrer Zeit hängt auf das engste mit dem Ursprung und dem Ziel alles Geschehens zusammen. Die Berge und die Gestirne, Sommer und Winter, Krieg und Frieden, Leben und Sterben, Glück und Unglück — das Alles hängt mittelbar mit Jesus zusammen; denn in dem allen wirkt Gott, und dieser Gott wirkt in Christus.

Merkt man denn nicht, weil von einer Formel besessen, was für ein ganz Ungeheures man schon damit behauptet? Daß alles Geschehen nicht nur einen Sinn hat, sondern auch noch einen so anscheinend abgelegenen und fremden Sinn, daß es mit jenem Jesus zu tun hat? Und darüber kann man sich noch streiten, wie das zu verstehen sei, anstatt daß man sich bemüht, diesem Sinn gerecht zu werden, indem man sein Leben dementsprechend auffaßt und anfaßt?

So gibt es also zwei Grenzpunkte für christliches Glaubensdenken. Auch wenn man sich davor hütet, gleich links vom eigenen Standpunkt die Unchristlichkeit anfangen zu lassen, wird man auf Grund der ganzen Überlieferung nicht anders können als die folgenden beiden Endpunkte aufstellen. Liegt der Kern des Glaubens in dem Satz, daß jenes besondere Verhältnis zwischen Gott und Christus entscheidet, dann fallen ohne Weiteres alle Anschauungen als unchristlich weg, die von diesem Kernpunkt absehen. Dazu gehört zunächst eine Ansicht von Jesus, die ihn als eine geschichtliche oder ideale Gestalt ansieht, die für sich dasteht. Verehrung Jesu als des Meisters, des Heros, oder wie man sagen will, mit dem Fremdwort: Christolatrie oder Jesuanismus, das mag sehr edel und sehr förderlich sein, aber es ist nicht christlicher Glaube. Es ist keine Ketzerrichterei, wenn dies gesagt wird, sondern ganz einfach ein Urteil auf Grund der ganzen Überlieferung, die uns anweist, in der christlichen Religion Jesus mit Gott in Verbindung zu bringen; denn es ist ein Mißbrauch des Wortes Religion, wenn man es anders gebraucht, als um eine Beziehung zu jenem Urgrund der Welt und des Lebens auszudrücken. — Und auf der andern Seite: wir können als Christen nicht anders, als diesen Urgrund der Welt mit Jesus in Verbindung zu bringen. Man mag ihn in der Natur vor allem sehen oder im Gewissen oder sonst in der Menschenbrust, um von geschichtlichen Prophetengestalten zu schweigen; das mag alles sehr fromm und sehr förderlich sein, aber christlich ist es nicht. Man braucht ja nicht christlich zu sein. Aber wenn man es sein will, dann wird man sich darnach richten, daß immer in der ganzen christlichen Überlieferung Gott auf das engste mit Jesus in Verbindung gebracht worden ist. Jenseits dieser beiden Punkte ist das Gebiet des Unchristlichen; das braucht kein sittliches Urteil über eine Haltung oder gar eine Person zu sein, sondern

nur eine aus der Geschichte gewonnene Erkenntnis. Verehrung Jesu ohne den Hintergrund Gottes und Verehrung Gottes ohne seine Verbindung mit Jesus sind außerhalb des christlichen Bereiches.

Mag man dem in unsern christlichen Kreisen weithin zustimmen, so wird sich sofort der Widerspruch regen, wenn nun erklärt wird, daß jede Fassung jenes besonderen Verhältnisses in der christlichen Kirche ihr Recht haben muß. Schon das Neue Testament gibt uns ja eine ganze Fülle von Auffassungen; von der einfachsten an, die in der Apostelgeschichte steht: Jesus der Mann, mit dem Gott war, bis zu dem Gedanken des Prologs vom Johannesevangelium, daß Jesus die Verkörperung des göttlichen Logos ist; dazwischen stehen alle möglichen andern Fassungen: Ebenbild des unsichtbaren Gottes, Sohn Gottes und andere mehr. Und erst die Kirchen- und Dogmengeschichte! Von der massivsten Lehre von der Menschwerdung oder von dem geradezu als Identität zwischen beiden gefaßten Verhältnis an bis zu der Auffassung des Rationalismus, die Jesus als einen weisen Lehrer von Gott gelten läßt.

Es kann nichts helfen: es muß jede dieser Auffassungen als christlich gelten und darum von Andern ertragen werden, die nur jenes Verhältnis stehen läßt. Das fällt zumal den Verfechtern der entgegengesetzten Anschauungen herzlich schwer. Gewiß haben die Anhänger der Lehre von der Menschwerdung der zweiten Person der Gottheit viel an denen zu tragen, die Jesus „bloß" als reinen Menschen und Lehrer von Gott anerkennen wollen. Aber diese müssen es auch gelten lassen, wenn jene ihrer Überzeugung folgen und in einer Weise, die sie mythologisch nennen, von dem Grundverhältnis reden. Es steht Jeder und es fällt auch Jeder eben seinem Herrn, und der ist derselbe. Es muß mit allem dogmatischen Eigensinn einmal ein Ende nehmen, der den wichtigsten Dienst für Jesus darin sieht, die Vertreter einer sogenannten ungläubigen oder abergläubischen Auffassung von Jesus zu verdammen. Was geht dich das an, wie ich denke? Was mich, wie du? Zur Einheit der Kirche muß das Bekenntnis genügen, das eben jenes besondere Verhältnis feststellt und es Jedem überläßt, es sich auszudenken, wie er es will oder vielmehr muß. Das ist tatsächlich doch heute der geltende Zustand; nur muß man es auch offen sagen und darnach tun.

Man bedenke nur, was in jenem Satz von dem besonderen Verhältnis zwischen Gott und Jesus behauptet wird. Das ist, auch wenn es in der einfachsten Weise geschieht, etwas ganz Gewaltiges, um das noch einmal zu betonen. Die Sache Jesu ist die Sache Gottes, also die Sache des Lebens und der Welt. Und der die Sterne am Himmel lenkt und der die Menschen sterben und wiederkommen läßt, hat den Sinn Jesu. Ist das so einfach? Ja einfach zu sagen und zu „glauben" — aber auch einfach zu glauben, und darzuleben, so zu handeln und zu leiden? Es liegt hier ein ganz grandioser Optimismus vor — aller Glaube ist Optimismus; aber hier ist es einer, der ganz und gar auf innerliche oder ewige Werte gerichtet ist und ins Überweltliche aufsteigt, wo er allein seine Bestätigung und Rechtfertigung finden kann. Und das ist der tiefste Sinn von allem, was von Christus gesagt wird. Oder ist Ostern und die Himmelfahrt etwas Anderes als der dramatische Ausdruck dieser Gewißheit? Und was wollen die Worte von der Menschwerdung, der Jungfrauengeburt, was will vor allem die ganze Lehre von den letzten Dingen, Gericht und Himmel, Anderes besagen als eben dies, daß Jesus der Sinn des Lebens und der Welt ist? Und noch einmal und immer wieder: ist das so einfach zu glauben, auch in der rationalistischsten Form? Es hat ein Jeder mit diesem ganz praktisch gehaltenen Satz von der engen Verbindung zwischen Christus und Gott selbst so viel zu schaffen und täglich zu ringen, daß er sich gar nicht um seine Nächsten zu kümmern die Zeit haben sollte.

2

Ist dies das christliche Bekenntnis, so hat die christliche Verkündigung und kirchliche Erziehung eine entsprechende Aufgabe. Sie soll ein Verhältnis zwischen Gott und Christus auf der einen Seite und den Menschen auf der andern anbahnen und aufrecht erhalten. Wie jene beiden in einem engen Verhältnis stehen, so soll auch zwischen ihnen und den Menschen eines hergestellt werden. Evangelium ist die Botschaft, daß der Anfang dazu von Gott gemacht wird, daß nicht wir den Anfang machen müssen. Ist dieses letztere die Grundlage vieler andern Religionen, ob sie nun sakramentale oder sittliche Leistungen verlangen, so ist jenes das Merkmal des Christentums. Der ewige und heilige Gott will mit uns vergänglichen und verkehrten Menschen in ein Verhältnis treten, wie er zu Jesus in einem Verhältnis steht. Es soll ein Verhältnis sein, in dem wir den Grund unseres Daseins finden und unsers Lebens Ziel gewinnen sollen. Das ist der Sinn der Sendung Jesu, daß wir durch ihn das Leben gewinnen, welches das Leben Gottes ist. Das ist das, was allen Christen gemeinsam ist. Die Art, wie nun dieses Verhältnis gedacht wird, ist wieder ganz verschieden, wie die Geschichte der Kirche und der christlichen Frömmigkeit beweist. Es geht dieses Verhältnis von der einfachsten Verehrung bis zu der mystischen Vereinigung. Man bedient sich, um es herzustellen und aufrecht zu erhalten bald des einfachen Zeugniswortes, bald geheimnisvoller, fast dinglich wirkender Mysterien und Sakramente. Und vor allem: bald ist es Gott, zu dem man in eine enge Verbindung tritt, bald ist es Jesus. Bald geschieht es nüchtern, bald schwärmerisch, bald vorzugsweise im Kult, bald in der praktischen Nachfolge. — Und immer oder wenigstens in der Regel muß man sich der Vortrefflichkeit der eigenen Art versichern, indem man die der Andern herabsetzt. Und darüber fällt man gar zu leicht aus jenem Verhältnis selbst heraus. Es ist nämlich nur für die Rhetorik leicht, es einzugehen und aufrechtzuerhalten; in Wirklichkeit ist es schwer. Nicht allein, daß eine ganz große Sammlung unserer so zerstreuten Gedanken und Willenskräfte dazu gehört, die dem modernen Menschen so schwer fällt: es ist auch ohnedies nicht leicht, ein solches Verhältnis zu Mächten zu pflegen, die man nicht sehen, höchstens spüren kann, und die sich einem immer einmal wieder entziehen. Und zuletzt geht uns allen, auch den lautesten Verehrern jener beiden Mächte, dieses Verhältnis sozusagen gegen den Strich; denn wir sind von unten, und jene sind von oben. Darum muß so oft die sehr menschliche Leidenschaft angespannt werden, um es nicht fallen zu lassen.

Kirchliche Erziehungsarbeit und kirchliche Erbauung hat nun keinen andern Sinn als dieses grundlegende Verhältnis anzubieten, zu stärken und zu vertiefen. Es handelt sich nicht um eine noch so hohe Moral, auch nicht um eine noch so christliche Lehre über jenes erste Verhältnis zwischen Christus und Gott. Es handelt sich nur um das genannte Verhältnis zwischen Gott und Christus auf der einen Seite und uns auf der andern. Steht dies von ihnen aus ein für alle Mal fest, so bedürfen wir immer aufs neue seiner Vertiefung oder Wiederherstellung. Aller christliche Trost liegt darin, daß jenes Verhältnis immer noch besteht und durch Sünde und Schuld sowie durch alle Schicksalsschläge samt dem Tode nicht aufgehoben werden kann. Alle christliche Mahnung kommt darauf hinaus, jenes Verhältnis immer wieder aufs neue aufzunehmen. Kein anderer Trost, wie etwa allerlei Vernunft- oder Verstandesgründe oder gar Resignation und Narkose, ist christlich. Und keine Moral, und sei es auch die höchste, ist es, wenn sie auf sich besteht und nicht in jenem Verhältnis wurzelt.

3

Das Verhältnis zwischen Christus und Gott als der objektive Grund von allem, was christlich ist; das Verhältnis zu Gott und Christus als der subjektive Grund von

allem, was christlich ist — ein drittes und letztes Verhältnis kommt noch hinzu, das auf diesen beiden beruht. Es ist das zur sichtbaren Welt, zu unserer Umgebung und dem Leben. Auf Grund des an zweiter Stelle genannten Verhältnisses zu Gott und Christus soll das rechte Verhältnis zu Allem gewonnen werden, was uns umgibt und was in uns ist. Das ist zunächst der Leib mit seinem Triebleben und mit seinen Beschwerden und Nöten. Wir sollen darüber Herr werden. Nicht um unserer Ruhe oder um irgendwelcher Vorteile oder Schäden willen, sondern weil wir eben in jenem Verhältnis stehen. Zum Leib gehört unser Schicksal. Von ihm gilt dasselbe: wir sollen seiner Herr werden, weil wir zu dem Christus gehören, der wieder zu dem Lenker des Lebens und der Welt gehört. Alles uns von Gott geschickte Schicksal soll uns — das ist ein ganz ungeheurer Gedanke — zu Jesus führen. So kann das Leben Einheit gewinnen, auch wenn sie bloß in der Ahnung und im Vertrauen uns merkbar wird anstatt in der klaren Erkenntnis. Und ferner sollen wir zu dem Nächsten ein Verhältnis finden, ob man das nun mit dem hohen Worte Liebe oder mit dem einfacheren Achtung und Rücksicht bezeichnen will. Wiederum soll dieses nicht aus Erwägungen oder aus dem Gewissen allein hervorgehen, sondern aus jenem genannten Grund. So will es Gott haben und so entspricht es denen, die zu Christus gehören wollen. Und endlich soll auch ein bestimmtes Verhältnis zu den Gütern der Welt aus jenem Grundverhältnis folgen, also vor allem zum Geld, dann zu den Genußmitteln, den Besitztümern, den Ehren, den Freundschaften und was sonst noch dazu gehört. Sie gewinnen alle ein ganz anderes Angesicht von jenem aus; wenn dieses die Stelle einnimmt, die ihm gebührt, daß es nämlich das höchste Wertgut bedeutet, zu Gott und Christus in einem Verhältnis zu stehen, so bekommen alle andern Güter von hier aus ihre Stellung. Entweder sinken sie zu Mitteln und Ausdrucksweisen für jenes Verhältnis hinab oder sie kommen als gleichgültig oder auch als feindlich ihm gegenüber in Betracht. So gibt es eine Umwertung und eine Grundwertung von dem Grundverhältnis zu Gott und Christus und ihrer Welt aus.

Es ist nicht nötig, daß dieses eben genannte Verhältnis immer bewußt im Sinn gehalten wird. Das halten wir einfach nicht aus. Das Beste ist es, wenn es so tief im Unterbewußtsein verankert ist, daß man gar nichts von ihm weiß, daß aber Andere merken, wie wir an ihm einen festen Grund unseres Lebens haben. Alle Erbauung, die Selbsterbauung und die durch andere Organe, also etwa die gottesdienstliche Tätigkeit der Kirche, hat die Aufgabe, durch bewußte Pflege, die sich der verschiedenen dazu geeigneten Mittel bedient, Menschen in dieses Verhältnis tiefer hineinwachsen oder aus ihm die rechten Früchte hervorwachsen zu lassen.

Das Verhältnis Gottes zu Jesus wirkt sich aus in der Herstellung und Kräftigung unseres Verhältnisses zu ihnen beiden; und dieses wieder macht sich fruchtbar in dem rechten Verhältnis zu den Dingen des Lebens und der Welt. Ob dieses Letztere nun der Zweck oder die Folge von jenem ist, darüber soll nicht mehr eingehend gesprochen werden.

Marburg Friedrich Niebergall

Ein Opfer des liturgischen Zwanges in der evangelischen Kirche

Durch eine kurze Notiz in Nr. 11 wurden die Leser der CW davon in Kenntnis gesetzt, daß dem Pfarrer Lic. F. M. Knote in Bayreuth durch das Spruchkollegium der bayerischen evangelisch-lutherischen Landeskirche die Fähigkeit abgesprochen worden ist, fernerhin das Amt eines Pfarrers der bayerischen evangelisch-lutherischen Kirche zu bekleiden.

Da wohl angenommen werden darf, daß dies Urteil samt allem, was ihm vorausgegangen ist, für die ganze evangelische Christenheit, Theologen wie Nichttheologen, Pfarrer wie Gemeindeglieder, von größtem Interesse ist, bin ich gerne dem an mich ergangenen Ersuchen nachgekommen, den Fall hier darzustellen, zumal ich als Beistand des verurteilten Geistlichen in den gegen ihn durchgeführten Verhandlungen in der Lage bin, alles, was ich berichte, unmittelbar aus den Akten und aus persönlichem Erleben zu schöpfen.

1

Lic. F. M. Knote war von 1911 bis 1922 Pfarrer in dem kleinen Juradorf Busbach, Dekanats Bayreuth, und von 1922 bis zu seiner Zwangspensionierung im Jahre 1924 vierter Pfarrer in Bayreuth.

Im Verlaufe seiner pfarramtlichen Wirksamkeit waren ihm einige Mißstände der kirchlichen Praxis immer mehr zum Bewußtsein gekommen und schließlich so unerträglich geworden, daß er aus Gründen innerer Wahrhaftigkeit sich nicht mehr daran beteiligen konnte. Er berichtete dies dem Landeskirchenrat in München mit Schreiben vom 25. September 1923 und betonte darin besonders:

1. daß es ihm nicht mehr möglich sei, sich als verantwortlicher Seelsorger fernerhin an einer Konfirmationsfeier in der bisher üblichen Form zu beteiligen (es erschien ihm sowohl der Bekenntnis- und Gelübde-Zwang als auch der durch die kirchliche Sitte gebotene Abendmahlszwang gegenüber den jugendlichen Seelen als ein Unrecht und gegenüber dem Sakrament als unwürdig),

2. daß es ihm aus inneren Gründen der Wahrhaftigkeit nicht mehr möglich sei, das sogenannte Apostolikum nach der vorgeschriebenen Weise bei den heiligen Handlungen der Kirche*) zu bekennen, weil es nach seiner aus eingehenden Studien der Urschriften des Christentums und insbesondere der Evangelien begründeten Überzeugung nicht in allen Stücken der reinen Jesuslehre entspreche.

In den darauf erfolgten schriftlichen und mündlichen Verhandlungen zwischen Pfarrer Knote einerseits und seinem Dekan, seinem Kreisdekan in Bayreuth und dem Landeskirchenrat in München anderseits hat dieser aus dem ganzen Fragenkomplex nur die Apostolikumsfrage herausgegriffen, und so wurde sie zum alleinigen Gegenstand aller weiteren Verhandlungen und die Ablehnung des Gebrauches des Apostolikums im Gottesdienst und bei der Taufe und Konfirmation auch zum alleinigen Gegenstand der vom Landeskirchenrat gegen Pfarrer Knote erhobenen Anklage.

Pfarrer Knote hatte unumwunden zugestanden, daß er schon seit längerer Zeit weder im Hauptgottesdienst noch sonst bei einer kirchlichen Handlung das sogenannte Apostolikum bekenne, sondern dafür andere Bekenntnisse gebrauche, die er nach Worten der Heiligen Schrift oder nach anderen altkirchlichen Bekenntnissen zusammengestellt habe. Er legte seiner obersten Kirchenbehörde z. B. folgende Bekenntnisse dieser Art vor**):

I. Biblisches Glaubensbekenntnis

Lasset uns in Einigkeit der Liebe zu der gesamten Christenheit auf Erden unseren Glauben also bekennen:

Wir glauben an Einen Gott, der alle Dinge lebendig macht, der da wohnet in einem Lichte, da niemand zu ihm kommen kann, den Seligen und Gewaltigen, den Vater des Lichtes, von welchem alle gute und vollkommene Gabe kommt. Er hat auch uns berufen von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht. Ihm, dem ewigen Könige, dem Herrn aller

*) In der lutherischen Kirche Bayerns wird das sogenannte Apostolikum nicht in allen, aber in den meisten Gemeinden allsonntäglich im Hauptgottesdienste vom Geistlichen verlesen oder von ihm gemeinsam mit der Gemeinde gesprochen; ebenso wird es bei der Taufe vom Geistlichen verlesen (die Kinder werden darauf getauft); bei der Konfirmation müssen es die Konfirmanden bekennen, indem sie es selbst auffagen oder der Geistliche es verliest und sie dann fragt, ob sie das bekennen.

**) Noch ein drittes steht 1925, 7/8, 169 zu lesen. Dort unser früherer Artikel zur Sache, von D. Geyer. D H

Herren, dem Unvergänglichen und Unsichtbaren und allein Weisen sei Ehre und Preis in Ewigkeit!

Wir glauben an den Christus Jesus, den eingebornen Sohn Gottes, der in des Vaters Schoß ist, voller Gnade und Wahrheit. Er ist der Weg zum Vater, die Wahrheit und das Leben. Er kam in die Welt und nahm Knechtsgestalt an und ward gleich wie ein anderer Mensch und an Gebärden als ein Mensch erfunden; er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze. Darum hat ihn auch Gott erhöhet und hat ihn auferwecket von den Toten am dritten Tage nach der Schrift und hat ihn gesetzet zu seiner Rechten im Himmel und hat ihn gesetzet zum Haupt seiner Gemeinde, daß er herrsche, bis daß er alle seine Feinde unter seine Füße lege.

Wir glauben an den heiligen Geist, den die Welt nicht kann empfangen, den Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet und Christus verklärt in den Gemeinden der Heiligen. Wir warten auf die selige Hoffnung der Auferstehung der Toten, da Christus auch unseren nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe, auf daß Gott sei alles in allem. Amen!

2. Kirchliches Glaubensbekenntnis

Lasset uns in Einigkeit der Liebe zu der gesamten Christenheit auf Erden unseren allerheiligsten Glauben also bekennen:

Wir glauben an einen einzigen lebendigen Gott.

Ich glaube an Gott den Vater, Schöpfer Himmels und der Erden, aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge; seiner allmächtigen Kraft ist nichts unmöglich. Ihn allein will ich fürchten, ihn will ich lieben von ganzem Herzen und von ganzer Seele und mit meiner ganzen Kraft, und seiner ewigen Weisheit und Güte will ich kindlich vertrauen in allen Führungen meines Lebens.

Ich glaube an Jesus Christus, den Gott uns Menschen geschenket hat als den kostbarsten Schatz seiner Liebe, als das Licht dieser Erde, als das Ebenbild seines Wesens, als den Abglanz seiner Herrlichkeit. Ihm ist gegeben der Sieg über alle Mächte der Finsternis und seines Reiches wird kein Ende sein. Er ist unser Heiland; er hat uns geliebet bis zum Tode am Kreuze; er kann auch mich erretten aus aller Not und Sünde und Schuld. Ihm will ich nachfolgen; ihn will ich bekennen vor aller Welt; mit ihm will ich leiden; mit ihm will ich siegen.

Ich glaube an den heiligen Geist, der da ist der Geist der Wahrheit und der Liebe und des Gebets, der schon durch die Propheten geredet hat, der in allen wahrhaft Gläubigen als in einem Tempel wohnet. Ich glaube an die Gemeinde der Heiligen, welche er sich aus der Menschheit gesammelt hat, an die Eine, allgemeine, apostolisch-christliche Kirche, welche auch die Pforten des Todes nicht überwinden. Zu ihr will ich gehören; ihr will ich dienen; in ihr will ich leben; in ihr will ich sterben. Ich hoffe samt ihr allein aus Gnaden zur vollen Gemeinschaft mit Gott zu gelangen, zur seligen Vollendung in der zukünftigen Welt. Amen!

Bei der Vorlage dieser von ihm zusammengestellten und gebrauchten Bekenntnisse, gegen die übrigens auch der Landeskirchenrat nichts einwenden konnte, erklärte Pfarrer Knote, daß er sich jetzt im reifen Mannesalter nicht mehr der Meinung hingeben dürfe, es handle sich bei ihm nur um eine vorübergehende innere Entwicklung, ja er müsse es nach menschlichem Ermessen für gänzlich ausgeschlossen halten, das Apostolikum oder Nicänum im Hauptgottesdienst oder sonst bei einer kirchlichen Handlung je wieder bekennen zu können; weiter erklärte er, wie seine Liebe zur heimatlichen Kirche und die Erkenntnis ihrer besonderen Aufgabe für das Reich Gottes gerade im letzten Jahrzehnt seines Lebens immer mehr gewachsen sei, was es ihm auch unmöglich mache, freiwillig von seinem Amte zu scheiden; endlich sprach er die Hoffnung aus, daß ihm wegen seiner ablehnenden Haltung gegenüber dem Apostolikum die weitere amtliche Wirksamkeit in seiner Gemeinde nicht unterbunden werden möchte, da er des Glaubens lebe, daß in der Kirche der Reformation und der Gewissensfreiheit aus einem Glaubensbekenntnis nicht ein gesetzliches Joch oder ein juristisches Machtmittel gemacht werden könne. Bezüglich der Wirkung der von ihm statt des Apostolikums gebrauchten Bekenntnisse konnte er die beruhigende Feststellung machen, daß in seiner früheren Gemeinde Busbach auch nicht ein einziger Kirchenbesucher in seiner religiösen Empfindung dadurch verletzt worden sei.

Der Landeskirchenrat erklärte auf diese Vorstellung des Geistlichen hin, daß die Rücksicht auf die allgemein verpflichtende Ordnung seiner Kirche es ihm verwehre, einen Geistlichen vom Gebrauch des Apostolikums zu entbinden. Falls Pfarrer Knote nicht jetzt schon seine Gewissensbedenken überwinden könne, wolle man ihm für ein Jahr die Erlaubnis gewähren, daß er in all den Fällen, die von ihm den Gebrauch des Apostolikums fordern, sich durch einen Amtsbruder vertreten lasse.

Das Jahr wurde vom Landeskirchenrat nicht abgewartet. Am 4. März 1924 war es ihm zugestanden worden; am 20. September 1924 wurde er vom Landeskirchenrat aufgefordert, binnen 14 Tagen zu erklären, ob er bereit sei, sich fernerhin der kirchlichen Ordnung zu fügen, oder, falls er sich dazu nicht entschließen könne, freiwillig sein Amt niederzulegen, widrigenfalls sich der Landeskirchenrat zwecks seiner Entfernung aus dem Amte zu weiteren Maßnahmen veranlaßt sehe.

Darauf erwiderte Pfarrer Knote, daß er wohl als besondere Pflicht eines Dieners der Kirche erkannt habe, seinen Oberen in aller Ehrerbietung und mit Freuden zu gehorchen, wenn nicht ein klares Gottesgebot daran hindere; als ein solches klares Gottesgebot aber müsse er die innere Wahrhaftigkeit eines Dieners Christi ansehen, namentlich bei der Verwaltung der Sakramente. So schmerzlich es ihm sei, dadurch mit seiner heimatlichen Kirche in einen gewissen Gegensatz zu geraten, so könne er doch nicht von seiner bisher berichteten inneren Stellung abgehen, wie er auch die Verantwortung dafür nicht übernehmen könne, sein Amt jetzt freiwillig niederzulegen.

Die Antwort des Landeskirchenrates auf diese Erklärung war die Mitteilung, daß Pfarrer Knote nach Artikel 8 II des Kirchengesetzes vom 18. August 1922, betreffend die Versetzung der Geistlichen der Ev.-Luth. Kirche in Bayern r. d. Rh. in den Ruhestand, zunächst auf die Dauer von zwei Jahren in den Ruhestand versetzt werde; als Begründung war angegeben, daß er durch den Gebrauch selbstgemachter Glaubensbekenntnisse die kirchliche Ordnung bewußt übertreten habe und sich auch jetzt nicht in der Lage sehe, bei den kirchlichen Handlungen die Ordnung der für unsere Landeskirche maßgebenden Agende einzuhalten.

Der einschlägige Passus des hier angewandten Gesetzes lautet: „Auch können die Geistlichen ohne ihren Antrag in den Ruhestand versetzt werden, wenn durch eigenes Verschulden der Geistlichen Umstände vorliegen, durch die die amtliche Wirksamkeit auch auf einer anderen Stelle nicht bloß vorübergehend gestört wäre."

Pfarrer Knote erklärte hierauf dem Landeskirchenrat, er könne die Berechtigung der Anwendung dieser Gesetzesbestimmung gegen ihn nicht anerkennen.

2

In der Kirchengemeinde Bayreuth hatte die zwangsweise erfolgte Pensionierung Pfarrer Knotes, die den meisten Gemeindegliedern vollständig überraschend gekommen war, große Unruhe verursacht. Es war der Wunsch nach Aufklärung laut geworden. Diese erfolgte durch ein „Wort der Aufklärung", welches Kreisdekan Oberkirchenrat D. Prieser im „Evangelischen Gemeindeblatt" von Bayreuth veröffentlichte. Da man aber auch „die andere Seite" hören wollte, wurde eine Versammlung abgehalten, die wegen zu starken Andrangs wiederholt werden mußte, so daß wohl 1600 bis 1700 Menschen daran teilgenommen haben. In diesen Versammlungen konnte ich zuerst eine aktenmäßige Darstellung der Vorgeschichte der Pensionierung geben, worauf Pfarrer Knote selbst zur Gemeinde sprach. Im Auftrage dieser Versammlung begab ich mich dann mit einem weiteren Mitglied der hiesigen Gemeinde, einem Vertreter der Arbeiterschaft, nach München zu einer Aussprache mit dem Landeskirchenrat; dabei überreichten wir zwei Kundgebungen, eine, welche von den Versammlungen gutgeheißen und von 795 Personen unterzeichnet war, und eine zweite aus Arbeiterkreisen.

Diese Kundgebungen lauteten also:

1. An den Evangelisch-Lutherischen Landeskirchenrat in München

Die unterzeichneten Mitglieder der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Bayreuth fühlen sich in ihrem Gewissen verpflichtet und berechtigt, dem bayerischen evangelisch-lutherischen Landeskir-

chenrat in aller schuldigen Ehrerbietung, aber mit allem Freimut und Nachdruck kund zu tun, daß der Beschluß des Landeskirchenrates, durch den der Gemeinde einer ihrer besten Seelsorger genommen wird, tiefe Bewegung in ihren Reihen hervorgerufen hat.

Nach dem „Wort der Aufklärung" des Herrn Kreisdekans Oberkirchenrates Prieser im „Evangelischen Gemeindeblatt" für Bayreuth ist es dem Landeskirchenrat nicht unbekannt, was die Gemeinde an Herrn Pfarrer Lic. Knote hatte und mit seinem Weggang verliert.

Es ist uns aber ein Bedürfnis, auch selbst auszusprechen: Wir sehen mit tiefster Wehmut Herrn Pfarrer Knote scheiden, dem wir für die Weckung und Förderung unseres religiösen Lebens zu dauerndem Danke uns verpflichtet fühlen. Daß viele suchende Seelen, die in der Landeskirche nicht die volle Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse fanden und darum ganz auf die Teilnahme am kirchlichen und religiösen Leben verzichteten oder sich anderen religiösen Bewegungen zuwendeten, wieder zu ihrer Mutterkirche zurückkehrten, ist sein Verdienst.

Nach unserem Urteil — und das steht in keinerlei Widerspruch zum Urteil des Landeskirchenrates — kann Herr Pfarrer Knote nur als ein Opfer seiner Gewissenhaftigkeit auf der einen und des starren Festhaltens an alten „Ordnungen" auf der anderen Seite bezeichnet werden.

Wir sind der festen Überzeugung, daß in der evangelischen Kirche das Gewissen eines Seelsorgers — das ist doch die Stimme Gottes in ihm — höher stehen muß als die Bindung an die alten, doch von Menschen gemachten „Ordnungen" der Kirche. Wir halten es mit Dr. Martin Luthers mannhaftem Ausspruch auf dem Reichstag zu Worms, daß es „unsicher und gefährlich ist wider das Gewissen zu handeln", und glauben fest auf dem Boden des Bekenntnisses unserer evangelischen Kirche zu stehen, die in der Augustana Artikel VII über die Kirche bekennt:

Und ist nicht notwendig zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirchen, daß überall ähnliche Menschenüberlieferungen seien oder Bräuche oder Zeremonien, von Menschen eingesetzt.

Wir fordern vom Landeskirchenrat nicht die Aufhebung des von uns für sehr verhängnisvoll gehaltenen Entscheides, wenn er sie gewissensmäßig nicht vollziehen kann. Aber darum möchten wir wenigstens bitten — falls und solange eine andere Lösung der Angelegenheit sich nicht auftut —:

1. „es wolle Herrn Pfarrer Knote die freie Predigt des Evangeliums Christi in unserer Landeskirche auch fernerhin gestattet werden.

2. es wolle für die Verwesung der vierten evangelisch-lutherischen Pfarrerstelle Bayreuth eine möglichst lange Dauer in Aussicht genommen werden.

2. An unsere hoch- und ehrwürdige oberste Kirchenbehörde

In meinem, in meiner Familie und im Namen all der in den Listen unterzeichneten Arbeiter, richte ich in aller Ehrfurcht und Ehrerbietung an unsere hochwürdige oberste Kirchenbehörde die ehrfurchtsvolle Bitte, unserem hochwürdigen treuen Seelsorger, Herrn Lic. Pfarrer Knote, zu gestatten, daß er auch uns in der Zeit seiner Amtsentsetzung in irgendeinem Raum das teure Gotteswort predigen darf. Seine glühende Gottes- und Heilandsliebe hat in der Zeit seiner Wirksamkeit so manches Arbeiterherz, das ferne der Kirche und Gottes Wort stand, wieder Kirche und Gottes Wort näher gebracht. Ich möchte in aller Ehrfurcht und Ehrerbietung unsere hochwürdige Kirchenbehörde aufmerksam machen, welcher Schaden daraus entstehen würde, wenn wir die ernsten Mahnungen, Tröstung und Erbauung, die er, wie ein echter treuer Seelenhirte, alle Sonntage so dringend und doch so voll echter Heilandsliebe uns ins Herz und Gewissen zu predigen verstand, missen sollten. Wir lassen unseren Seelsorger nicht in der Not im Stich! Treue um Treue! Er hat uns allezeit ernst und treu gedient; wir sind alle fest entschlossen, wenn wir gezwungen werden, für ihn das Opfer zu bringen, daß wir ihn aus eigenen Mitteln erhalten! Wir alle aber sind fest überzeugt, daß die Seelennot der arbeitenden Klasse das seelsorgerliche Herz unserer hochwürdigen obersten Kirchenbehörde ebenso erfüllt wie das unseres treuen Seelsorgers und sie deshalb gestattet, daß die große Masse, die alle Sonntage voll heilsbegierigen Herzens seinen erbaulichen herrlichen Predigten lauscht, sich auch ferner daran erquicken kann.

In der Hoffnung, daß unsere ehrfürchtig ehrerbietige Bitte ein gnädiges liebevolles Verständnis findet, verbleiben wir in schuldiger Ehrerbietung und Ehrfurcht ...

Bei unsrer Unterredung im Landeskirchenrat, bei der der Präsident, der Vizepräsident und zwei Oberkirchenräte zugegen waren, hatte ich den Eindruck, daß für den Kern der ganzen Angelegenheit, das Gewissen des Geistlichen und den eigentlichen tiefsten Sinn des Bekennens des Glaubens vor der Gemeinde, wenig Verständnis vorhanden war, die äußere Ordnung des Gottesdienstes dem gegenüber aber sehr hoch gehalten wurde.

Nach Ablauf des zweijährigen Ruhestandes wurde Pfarrer Knote aufgefordert, eine Erklärung abzugeben, ob die Gewissensgründe, die vor zwei Jahren zu seiner Ruhestandsversetzung geführt haben, für ihn noch unverändert fortbestünden und er darum um eine Verlängerung seines Ruhestandes nachsuchen wolle, oder ob er Willens sei, den Dienst in der Kirche wieder aufzunehmen. Darauf erklärte der also Gefragte, daß er jeden Tag bereit sei, die Arbeit des Predigers und Seelsorgers im Dienste der heimatlichen Kirche wieder aufzunehmen; aber er könne dies nur unter der Bedingung, daß er nicht gezwungen werde, gegen sein in Gottes Wort gebundenes Gewissen zu handeln. Um Verlängerung seines Ruhestandes könne er ebensowenig nachsuchen, wie er vor zwei Jahren um Versetzung in denselben nachgesucht habe. Hierauf wurde der Ruhestand um zwei weitere Jahre verlängert.

Nach diesen zwei Jahren wurde Pfarrer Knote vom Landeskirchenrat wieder aufgefordert, binnen acht Tagen zu berichten, ob er nun in der Lage sei, sich gemäß der geltenden kirchlichen Ordnung wieder im pfarramtlichen Dienst verwenden zu lassen. Knotes Antwort mußte im gleichen Sinne ausfallen wie zwei Jahre vorher. Er betonte noch einmal, daß er sich nicht für berechtigt halte anzunehmen, daß sich seine innere Stellung in der behandelten Gewissensfrage während dieses irdischen Lebens noch einmal ändern werde, und gab aufs neue die Versicherung ab, daß er auch den geringsten kirchlichen Dienst, der ihm übertragen werde, treu und in freudigem Gehorsam erfüllen wolle, wenn er nicht gezwungen werde, gegen sein in Gottes Wort gebundenes Gewissen zu handeln.

Mittlerweile hatte die bayerische Landessynode 1927 ein Kirchengesetz angenommen und beschlossen, welches ein dem Lehrzuchtverfahren analoges Verfahren vorsieht gegen Geistliche, die gottesdienstliche Ordnungen ablehnen aus Gründen der Glaubensüberzeugung. Auf Grund dieses Gesetzes beschloß der Landeskirchenrat, nach Ablauf des zum zweiten Male verlängerten Ruhestandes am 28. 1. 29 nun das Verfahren gegen Pfarrer Knote durchzuführen. Dieses Gesetz war ja speziell für diesen Fall geschaffen worden; in einem besonderen Abschnitt war vorgesehen, daß weiter zurückliegende Fälle nach diesem Gesetze erledigt werden können, ja sollen.

3

So kam Pfarrer Knote vor das Spruchkollegium.

Dieses setzt sich nach dem Kirchengesetz von 1922, welches das Lehrzuchtverfahren regelt, zusammen aus drei Vertretern des Landeskirchenrates (dem Kirchenpräsidenten als Vorsitzenden, dem Vizepräsidenten als stellvertretendem Vorsitzenden und dem Kreisdekan, dessen Kirchenkreis der Beschuldigte angehört), aus drei Mitgliedern des Landessynodalausschusses (von denen eines dem geistlichen Stande angehören muß) und aus drei von der Landessynode zu wählenden Mitgliedern (von denen zwei dem geistlichen Stande anzugehören haben). Es wird für sechs Jahre gewählt. Für den vorliegenden Fall gehörten dem Spruchkollegium an: Kirchenpräsident D. Veit, Vizepräsident D. Gebhard, Oberkirchenrat D. Prieser, Kreisdekan in Bayreuth, Geheimrat D. Bachmann, Professor der Theologie in Erlangen, Geheimrat Dr. Rohmer, Landgerichtspräsident a. D. in Traunstein, v. Merkel, Finanzamtspräsident in Nürnberg, Kirchenrat D. Baum, Dekan in Erlangen, Kirchenrat D. Sperl, Pfarrer in Wittelshofen, und Hans Pförtner, Schriftsteller in München.

Die Verhandlungen vor dem Spruchkollegium sind öffentlich, d. h. Zutritt haben nach dem Gesetz vom 22. 8. 22 evangelische Geistliche, Religionslehrer und Personen, die in der bayerischen Landeskirche ein Ehrenamt bekleiden; der Termin muß darum im „Kirchlichen Amtsblatt" vierzehn Tage vorher ausgeschrieben werden.

Der Vorsitzende hatte den 5. März, Vormittag 10 Uhr zur Durchführung der öffentlichen Verhandlung im Sitzungssaal des Landeskirchenrates in München bestimmt.

Ich hatte den Eindruck, daß die oberste Kirchenbehörde mit dem Angeklagten „kurzen Prozeß" machen wollte und die ganze Angelegenheit rasch erledigen zu können glaubte.

Als Beistand des Angeklagten sah ich als meine erste Pflicht an, zunächst einmal Klarheit über die Anwendung der Kirchengesetze, nach denen der Fall erledigt werden sollte, zu fordern und mit zu schaffen, zumal diese Gesetze zum ersten Male angewendet wurden, das Spruchkollegium zum ersten Male eine Entscheidung zu treffen hatte und Kommentare zu den Gesetzen nicht vorhanden sind; auch erschien mir meine Aufgabe auch deshalb besonders verantwortungsvoll, weil gegen das Urteil des Spruchkollegiums keine Berufung an eine höhere Instanz möglich ist. Da sowohl meinem Mandanten wie mir die Vorerhebungen als gesetzlich nicht genügend erschienen, stellte ich in der Verhandlung am 5. 3. 29 Antrag auf Nachholung verschiedener rechtlicher Formalien, und nachdem das Spruchkollegium durch Beschluß meinen Anträgen stattgegeben hatte, wurde die Verhandlung ausgesetzt und vertagt.

Zu meinen Forderungen gehörte auch die, daß der Beschuldigte über die Motive, die ihn zur Ablehnung des Apostolikums leiteten, sich ausführlich äußern dürfe. So verfaßte Pfarrer Knote eine eingehende exegetische, historistorische und dogmatisch-ethische Begründung seines Standpunktes, der es ihm gebot, die Ausdrücke „geboren aus Maria der Jungfrau, niedergefahren zur Hölle, Auferstehung des Fleisches" im sogenannten Apostolikum abzulehnen, und darum unmöglich machte, es im feierlichen Gottesdienste als sein Bekenntnis vor der Gemeinde zu bekennen. Diese wissenschaftliche Begründung seiner Stellung zum Apostolikum wurde den Mitgliedern des Spruchkollegiums durch den Vorsitzenden zugeleitet. Sowohl mein Mandant wie ich stellten an den Vorsitzenden des Spruchkollegiums das Ersuchen, es möchten diese Ausführungen über das Apostolikum durch ein Gutachten der theologischen Fakultät Erlangen nachgeprüft werden, wobei mein Mandant die ausdrückliche Versicherung abgab, er wolle in seiner wissenschaftlichen Position durchaus nicht unbelehrbar sein.

Das Lehrzuchtverfahren sieht ein solches Universitätsgutachten vor; da das Gesetz über das Lehrzuchtverfahren „in sinngemäßer Weise" auch bei der Durchführung dieses Verfahrens zur Anwendung kommen sollte und da es sich doch hier um Lehrabweichungen handelte, glaubten wir, das Spruchkollegium, wenigstens die Nichttheologen unter seinen Mitgliedern, würden ein solches Gutachten nicht entraten können. Wir erhielten aber vom Vorsitzenden des Spruchkollegiums den Bescheid, daß er von der Einholung eines Gutachtens der theologischen Fakultät Erlangen absehe, „da dieselbe nach der Rechts- und Sachlage für den Fall nicht in Frage komme".

Für die mündliche Verhandlung hatte der beschuldigte Geistliche fünf Sätze aufgestellt und zu jedem ein ausführliches Referat ausgearbeitet. Diese fünf Sätze lauten:

1. Der heiligste Schatz der Kirche Christi auf Erden sind die von dem Herrn der Kirche seiner Gemeinde als kostbarstes Erbe hinterlassenen Sakramente. Darum ist ihre Reinhaltung von unwürdigem Zwang und von Unwahrhaftigkeit eine erste Pflicht der Kirche.

2. Das Fürwahrhalten der Ausdrücke:
„Auferstehung des Fleisches"
„niedergefahren zur Hölle"
„geboren aus Maria, der Jungfrau"
in dem sogenannten „Apostolicum" gehört nicht zu den heilsnotwendigen Elementen des christlichen Glaubens. Von einem Menschen die Anerkennung solcher Ausdrücke als Kennzeichen seiner Gläubigkeit fordern zu wollen, würde einen ganz falschen, unevangelischen Glaubensbegriff zur Voraussetzung haben.

3. Die Ehrerbietung vor dem Bekenntnis der Kirche erfordert es objektiv, daß von dem Geistlichen weder vor dem Altar noch auf der Kanzel Ein Wort bekannt wird, das er nicht mit ganzer eigener Überzeugung und voller persönlicher Wahrhaftigkeit vertreten kann.

4. Einen Geistlichen wider sein besseres Wissen und Gewissen zum Bekenntnis solcher Worte und Sätze durch Drohungen, Gehaltskürzungen und dergleichen zwingen zu wollen, würde bedeuten, ihn zur Unwahrhaftigkeit und Heuchelei verleiten zu wollen.

5. Es ist unmöglich, daß die Welt aus der Gewalt des finsteren Lügengeistes erlöst wird, wenn nicht einmal die Diener Christi in der zum Gottesdienst versammelten Gemeinde völlig aufrichtig sein dürfen — zumal dann, wenn sie am Altar Gottes stehen.

4

Für die Fortführung der Verhandlung wurde vom Vorsitzenden des Spruchkollegiums der 15. Mai, Vormittag 10 Uhr, und als Lokal wieder der Sitzungssaal des Landeskirchenrates in München bestimmt.

An diesem Vormittag wurde zunächst der Angeklagte vernommen. Er erzählte, wie der Zwiespalt zwischen dem, was er auf der Universität bei den Theologieprofessoren gehört und gelernt hatte, und dem, was er als Geistlicher bekennen und lehren sollte, schon frühzeitig ihm große Schwierigkeiten bereitet habe und wie er deshalb das geistliche Amt der Kirche nur übernehmen konnte, nachdem ihm der ihn ordinierende Konsistorialrat Beck in einer väterlichen Aussprache die beruhigende Versicherung gegeben hatte, er verpflichte sich bei seiner Ordination nicht auf den Buchstaben, sondern in echt evangelischer Weise auf den Geist der Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche. In feierlicher Weise frug der Beschuldigte seine anwesenden geistlichen Oberen, ob er seiner Ordinationsverpflichtung: „das Evangelium rein und lauter zu predigen und die Sakramente einsetzungsgemäß zu verwalten", untreu geworden sei. Vielmehr habe er gerade auf Grund seiner Ordinationsverpflichtung so handeln müssen, wie er gehandelt habe. Dabei entspann sich zwischen dem Vorsitzenden und dem Angeklagten ein sehr dramatisches Wechselgespräch, aus dem ich wenigstens eine kleine charakteristische Stelle wörtlich wiedergeben möchte:

Vorsitzender: Es handelt sich darum, daß Sie den Gebrauch des apostolischen Glaubensbekenntnisses bei den kirchlichen Handlungen, bei denen es nach der Agende vorgeschrieben ist, verweigert und an Stelle dessen andere Glaubensbekenntnisse benützt haben, die Sie nach Schriftworten und teils mit eigenen Worten zusammengestellt haben. Ist das so?

Angeklagter: Das ist so.

Vorsitzender: Geben Sie weiterhin zu, daß Sie damit bewußt die kirchliche Ordnung übertreten haben?

Angeklagter: Nein, das kann ich durchaus nicht zugeben. Ich habe damit nicht die kirchliche Ordnung, sondern die kirchliche Unordnung verletzt; denn das ist die schlimmste sittliche Unordnung, die es in einer christlichen Kirche geben kann, wenn ein Geistlicher gegen seine Überzeugung ein Glaubensbekenntnis sagen soll.

Vorsitzender: Dann haben Sie also dadurch die kirchliche Unordnung verletzt und geben das zu?

Angeklagter: Herr Kirchenpräsident, ich war mir nicht des geringsten Unrechtes bewußt, wenn ich ein biblisches Glaubensbekenntnis gebraucht habe; denn das gehört zu den Grundrechten jedes Predigers des Evangeliums, ja jedes Christen überhaupt, seinen Glauben an Gott und an Christus so zu bekennen, wie es der Geist Gottes ihm ins Herz gibt.

Vorsitzender: Herr Pfarrer Knote, das ist ein sehr gefährlicher Standpunkt. Denken Sie an die Vorgänge in der Reformationszeit! Auf diese Weise kann schwerer Schaden für die Kirche erwachsen.

Angeklagter: Wenn es der Geist Gottes ist, Herr Kirchenpräsident, der solche freie Glaubensbekenntnisse hervorbringt, dann wird es der Kirche niemals zum Schaden, sondern nur zum Segen gereichen. Ich verschließe mich durchaus nicht den schwärmerischen Gefahren und Verirrungen; aber der Mißbrauch einer heiligen Sache darf den rechten Gebrauch derselben nicht verhindern.

Der beschuldigte Geistliche verwies hierauf auf die von ihm ausgearbeiteten Studien über Luthers und der Reformatoren Stellung zum Apostolikum, woraus er Mehreres vortrug. Gegen 1 Uhr wurde die Verhandlung geschlossen und die Weiterführung auf Nachmittags 4 Uhr festgesetzt. —

Am Nachmittag des ersten Verhandlungstages wurden zunächst die von der Verteidigung mitgebrachten Zeugen und Sachverständigen vernommen. Zwei Zeugen aus Augsburg berichteten über Knotes segensreiches Wirken während seiner Tätigkeit als Hilfsgeistlicher in Augsburg in den Jahren 1906/11, das noch heute unvergessen sei. Der eine davon erzählte in ergreifender Weise von seinen Erfahrungen mit dem Bekenntniszwang in seiner eigenen Familie. Ein Zeuge aus Bayreuth bekundete, welche Erregung in der Bayreuther Gemeinde seinerzeit herrschte,

da sie plötzlich ihren geliebten Seelsorger verlor, ohne auch nur einmal vorher dazu gehört worden zu sein; ferner schilderte er eingehend die aufbauende und sammelnde Tätigkeit Pfarrer Knotes während seines zweijährigen Wirkens in Bayreuth, wie er besonders viele Menschen, die der Kirche den Rücken gekehrt hatten, wieder für sie gewonnen hat; endlich bezeugte er, daß in der Bayreuther Gemeinde Niemand daran Anstoß genommen habe, daß Pfarrer Knote das Apostolikum nicht gebrauchte.

Nach der Vernehmung der Zeugen erstattete zunächst Kirchenrat D. Geyer, Hauptprediger bei Skt. Sebald in Nürnberg, das von der Verteidigung erbetene Gutachten, das zu dem Schluß kam:

„Die Ablehnung des Apostolikums durch Pfarrer Knote ist eine Folge seines Umdeutungen nicht vertragenden Wahrhaftigkeitsbedürfnisses und seiner überaus feinen Gewissenhaftigkeit. Da sie also dem Glauben entsprungen ist, müßte es als unerträglich empfunden werden, wenn es einer evangelischen Kirche nicht möglich wäre, ihn zu tragen und seinen Dienst sich als einen besonders wertvollen zu erhalten."

Außerdem erklärte der Sachverständige, daß er in der geschichtlichen und prinzipiellen Würdigung der Frage mit dem ebenfalls von der Verteidigung beschafften Gutachten der Theologieprofessoren DD. Smend und Stählin in Münster übereinstimme, das ihm schon vor der Verhandlung bekannt war und zu dem er seine Zustimmung ausgesprochen habe.

Hierauf erstattete Pfarrer Julius Reissinger in Bach bei Fürth das von ihm erbetene Gutachten über das Wesen des evangelischen Glaubens. Er schloß seine Ausführungen mit den Worten:

„Hochgeehrte Herren, ich komme zum Schlusse. Nehmen Sie mir mein Schlußwort nicht übel. Es soll nicht leise eine Unehrerbietigkeit darstellen, sondern nur meine innerste Überzeugung zum Ausdruck bringen.

Ich hielte es für unverantwortlich, wenn man einen Mann wie Herrn Pfarrer Knote, der so im Evangelium Jesu drinnen steht und mit solch rührender Liebe an seiner Kirche hängt und bei seinen vorgesetzten Stellen und bei aller Welt, soweit sie ihn kennt, einer derartigen Qualifikation sich erfreut, wenn man einen solchen Mann als Diener Christi nicht glaube ertragen zu können (weil er das Evangelium Jesu höher stellt als das Evangelium über Jesus).

Tun Sie wirklich Herrn Pfarrer Knote ab, dann verleugnen Sie die Substanz des Christentums, dann sind Sie wider Jesus und sein Evangelium, dann vergehen Sie sich an dem Wertvollsten unserer Landeskirche und an den Goldwerten der Reformation, die weiterzuführen und zum Ziele zu führen unsere heiligste Pflicht ist, bis das Evangelium, das aus dem Munde Jesu ging, also das lautere und reine Evangelium, allein unseres Fußes Leuchte ist."

Endlich verlas ich das oben schon einmal genannte Gutachten der beiden Münsterer Theologieprofessoren Smend und Stählin, welches eine eingehende geschichtliche*) und grundsätzliche Untersuchung der Stellung des sogenannten Apostolikums im evangelischen Gottesdienst anstellt und zu dem Schluß kommt:

„Dem Versuch, die erst von dem 19. Jahrhundert aufgerichtete Gültigkeit des Apostolikums durch kirchengerichtliche Maßnahmen zu sichern, muß aus geschichtlichen und grundsätzlichen Erwägungen heraus das Recht bestritten werden."

Der beschuldigte Geistliche wie sein Verteidiger wurde nach jeder Zeugenaussage und nach jedem Sachverständigengutachten gefragt, ob sie etwas hierzu zu sagen hätten. Ersterer äußerte sich namentlich zu dem letzterwähnten Gutachten in ausführlicher Weise, indem er ein von ihm ausgearbeitetes Referat über den Gebrauch des Apostolikums in evangelischen Gottesdiensten vortrug. Mittlerweile war es schon spät geworden und es machte sich bei den Mitgliedern des Spruchkollegiums ein aus den an alle Teilnehmer an der Verhandlung gestellten hohen Anforderungen erklärliches Nachlassen der geistigen Spannkraft bemerkbar, weshalb der Vorsitzende die Verhandlung nachts 9½ Uhr schloß und ihre Weiterführung auf den nächsten Vormittag 9 Uhr festsetzte. —

Am 16. Mai, 9 Uhr, erhielt zunächst der Verteidiger das Wort.

In meiner Verteidigungsrede suchte ich zuerst den Nachweis zu führen, daß das Gesetz vom 7. September 1927, betreffend „Verfahren gegen Geistliche bei Ablehnung gottesdienstlicher Ordnungen aus Gründen der Glaubensüberzeugung", auf meinen Mandanten nicht anwendbar sei, ja daß dies Gesetz eine Unmöglichkeit in sich selbst darstelle, weshalb das Spruchkollegium wohl am besten tue, wenn es das Gesetz dem Gesetzgeber als unbrauchbar zurückgebe und nicht darnach urteile. Sollte es sich aber nicht dazu entschließen können, so müsse es mindestens zunächst feststellen:

1. ob die Anerkennung der Ausdrücke des Apostolikums „Auferstehung des Fleisches" „niedergefahren zur Hölle" „geboren aus Maria der Jungfrau" zu den heilsnotwendigen Elementen des christlichen Glaubens gehören,

2. ob das Verlesen des Apostolikums ein „wesentlicher Bestandteil der gottesdienstlichen Ordnung" und der Taufe sei, was ich aus mehreren Gründen verneinen mußte.

Nach der Untersuchung, ob der Tatbestand des Gesetzes von 1927 gegeben sei, wandte ich mich den Motiven zu, die meinen Mandanten veranlaßt haben, das Apostolikum nicht mehr zu gebrauchen, streifte kurz die theologische Seite der Angelegenheit und machte dann eindringliche Ausführungen zur liturgischen Seite der Sache, das ist zur allgemein menschlichen Wahrhaftigkeitsfrage. Sodann beleuchtete ich den Prozeß auch nach der persönlichen Seite hin, indem ich die in den Akten vorliegenden und zum Teil von mir beantragten Erklärungen der Kirchenvorstände Busbach und Bayreuth und die Gutachten des Dekans und des Kreisdekans einer genauen Betrachtung unterzog. Diese Erklärungen und Gutachten enthielten nicht das Geringste, was gegen meinen Mandanten zeugte; namentlich waren die Gutachten bis zum Jahre 1924 glänzende Zeugnisse für ihn.

Ich kam zu dem Schlusse, daß nach der ganzen Beweiserhebung kein anderes denn ein freisprechendes Urteil und zwar mit 9:0 Stimmen gefällt werden könne, erinnerte auch das Richterkollegium daran, daß es heute nicht nur über einen Pfarrer ein Urteil fällen wolle, sondern daß dies Urteil in weiten Kreisen zugleich aufgefaßt werden wird als ein Urteil über unsere protestantische Landeskirche. Ein Fehlurteil könne für die ganze evangelische Kirche von heute noch gar nicht zu übersehenden Folgen sein.

Mein Mandant sprach noch ein sehr eindrucksvolles Schlußwort. Darin führte er zunächst noch einmal aus, warum die Klärung der theologischen Frage der ganzen Angelegenheit, die das Spruchkollegium absichtlich vermieden habe und zu der es durch die Verhältnisse doch noch gezwungen werden wird, vor der Urteilsfällung unbedingt nötig gewesen wäre. Sodann legte er dar, warum es ihm unmöglich war, sich auf einem Kompromißwege den Gebrauch des Apostolikums zu ermöglichen. Ferner bat er seine Richter, sie möchten sich die Klarheit ihres Urteils ja nicht durch irgendwelche Milde und persönliche Rücksichten auf ihn trüben lassen, sondern sich nur die Frage vorlegen: Hat Pfarrer Knote sich aus Willkür und Leichtfertigkeit gegen die kirchliche Ordnung aufgelehnt, so daß ein wirklicher eigensinniger Ungehorsam vorliegt, dann ist das härteste Urteil das einzig Entsprechende — oder aber: Hinter Pfarrer Knote steht die Wahrheit und das eigentliche Wesen der evangelisch-lutherischen Kirche, ja der Herr der Kirche: dann allerdings wäre ein Fehlurteil auch nur eines einzigen seiner Richter ein entsetzliches Unglück. Er schloß seine zu bedeutendem Höhepunkt emporgeführten Ausführungen mit einem längeren Zitat

*) Aus dem Inhalt des sehr interessanten Gutachtens sei nur noch das Eine mitgeteilt, was wenig bekannt sein dürfte, daß Luther weder in die Ordnung des sonntäglichen Gottesdienstes noch in die Taufordnung das Apostolikum aufgenommen hat.

aus der ersten Predigt, die uns von Martin Luther erhalten ist (aus dem Jahre 1512); das ist eine Predigt über die Wahrhaftigkeit des Geistlichen in seinem amtlichen Wirken, die er als das höchste Gebot an den Geistlichen und deren Verletzung er als die schwerste Sünde bezeichnet.

Hierauf schloß der Vorsitzende die Verhandlung und gab noch bekannt, daß die Urteilsverkündigung nachmittags 5 Uhr im Sitzungssaale erfolge. An dem Umstande, daß es sich bis 7 Uhr hinauszog, glaubten wir erkennen zu dürfen, daß das Urteil den Richtern große Schwierigkeiten bereitete.

Um 7 Uhr wurde endlich das Urteil verkündet. Es lautete:

In dem Verfahren gegen den Pfarrer Lic. Ferdinand Maria Knote in Bayreuth wegen Ablehnung gottesdienstlicher Ordnungen aus Gründen der Glaubensüberzeugung entscheidet das Spruchkollegium am 16. Mai 1929 nach seiner freien, aus dem Inbegriff der Verhandlungen und Beweise geschöpften Überzeugung wie folgt:

1. **Pfarrer Lic. Ferdinand Maria Knote ist nicht mehr fähig, der pfarramtlichen Tätigkeit im Dienste der bayerischen Landeskirche zu genügen.**
2. **Das Spruchkollegium erkennt auf Versetzung in den dauernden Ruhestand mit Ruhegehalt.**
3. **Pfarrer Knote hat von den Kosten des Verfahrens ein Zehntel, die allgemeine Kirchenkasse neun Zehntel zu tragen. Die notwendigen Auslagen des Beschuldigten einschließlich derjenigen für seine Verbeistandung werden gleichfalls auf die allgemeine Kirchenkasse übernommen.**

In den vorstehenden Ausführungen, die die erste authentische Veröffentlichung über den Fall darstellen, habe ich versucht, auf dem im Rahmen einer Zeitschrift zur Verfügung stehenden Raum aus der Fülle meines Aktenmaterials und meines Erlebens einen möglichst genauen Bericht zu geben, soweit ich ihn zum Verständnis des Falles für unbedingt nötig erachte.

Ich enthalte mich zunächst absichtlich jeder persönlichen Stellungnahme gegenüber dem Urteil wie gegenüber der ganzen Behandlung der Angelegenheit, soweit eine solche nicht den knappen Anführungen aus meiner Verteidigungsrede zu entnehmen ist, weil ich es dem Leser überlassen möchte, sich selbst sein Urteil zu bilden; nur dazu wollte ich vorerst verhelfen.

Die Angelegenheit kann und wird — das ist auch die Anschauung an der Frage stark interessierter Kreise — mit der Verurteilung von Pfarrer Knote nicht beendet und erledigt sein. Bayerische evangelisch-lutherische Geistliche haben schon in einer gutbesuchten Versammlung am 5. und 6. Juni in Nürnberg hierzu Stellung genommen, bei welcher Pfarrer Ortloph-Nürnberg, Universitätsprofessor D. Althaus-Erlangen und Pfarrer Merz-München zu dem Thema „Die persönliche Wahrhaftigkeit des Pfarrers in seinem amtlichen Wirken" sprachen*), und die Geistlichen werden wohl noch weiter dazu Stellung nehmen, handelt es sich doch um ihre ureigenste Angelegenheit. Aber nicht nur sie, jeder ernste evangelische Christ muß sich für die Lösung der durch die Bayreuther Angelegenheit in der protestantischen Kirche wieder einmal recht deutlich zu Tage getretenen Krisis mit verantwortlich fühlen. Vielleicht veranlaßt dieser mein Bericht den einen oder anderen hierzu Berufenen unter den Lesern der „Christlichen Welt" seine Stimme zu erheben und ein Wort der Klärung zu sagen. Jedes ernste, aus ehrlichem und aufrichtigem Herzen kommende Wort zu dieser Wahrhaftigkeitsfrage in der Kirche kann eine Hilfe zu „einer grundsätzlichen Neuorientierung" werden.

Bayreuth Max Fink

*) Der Bericht über die Versammlung findet sich im „Korrespondenzblatt für die evangelisch-lutherischen Geistlichen in Bayern" Nr. 25 vom 17. 6., zu beziehen durch die Buchdruckerei von Georg Wagner in Nördlingen. — Inzwischen ist auch die Begründung des Urteils veröffentlicht, im Amtsblatt der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern r. d. Rh. Nr. 14, abgedruckt im Protestantenblatt Nr. 27. Sie macht noch ein kurzes Nachwort notwendig. Wichtig auch Protestantenblatt 28; D H

17. Deutsches Bachfest in Leipzig

8.—10. Juni 1929

Wir werden, auch auf kirchlichem Gebiete, des Jubilierens und der Jubiläen allmählich müde. Es ist Gefahr, daß eine Erinnerung die andere tot schlägt. Trotzdem kann die Christliche Welt an der einzigartigen Gedenkfeier nicht vorübergehen, zu der die neue Bachgesellschaft für die Tage vom 8. bis 10. Juni nach Leipzig eingeladen hatte. Man gewinnt freilich den Eindruck, daß die berufenen Vertreter der Bachbewegung keinen sonderlichen Wert auf Beachtung ihrer Feste in den führenden kirchlichen Blättern legen. Es bleibt, wie es scheint, dem Zufall überlassen, ob und in welchem Umfang die kirchliche Öffentlichkeit von all den Herrlichkeiten erfährt. So muß der Laie auf der Wacht stehen und zur gegebenen Stunde die Glocken läuten. Es handelt sich ja bei einem Bachjubiläum nicht um eines der Musikfeste, die sich jetzt in erdrückender Zahl bei uns einbürgern. Schütz, Händel, Schumann, Brahms, Bruckner — sie alle haben ihre Feste und ihre Gemeinde. Und sie alle haben, etwa Schumann ausgenommen, Anspruch auf kirchliches Gehör. Auch Bruckner. Einem Joseph Wittig in vieler Hinsicht verwandt, hat er, wie dieser, auch in unserer Kirche Heimatrecht. Immerhin, der Name über alle Namen bleibt der Name des Thomaskantors. Da ist nicht nur Kunst, nicht nur „Religion", da ist in Klarheit und Entschiedenheit auch Bibel, Evangelium, Reformation.

Darum sehen wir hier gern davon ab, über die Fülle von Musik zu berichten, mit der wir in diesen drei Tagen in acht (!) Konzerten überschüttet wurden. Sie tauchte uns in den überströmenden Reichtum des Bachjahrhunderts ein: Buxtehude, Calvisius, Scheidt, Telemann, Vivaldi, Johann Christian Bach, Philipp Emanuel Bach neben vielen Anderen — wie Herolde und Gefolge eines großen Königs. Und selbst von der Herrlichkeit dieses Königs und der von ihm zum Feste gespendeten Gaben sei nicht viel Aufhebens gemacht. Es genüge festzustellen, daß achtundzwanzig (!) Werke des Meisters dargeboten wurden — als krönender Abschluß natürlich die ungekürzte Matthäuspassion — und daß ein ganzer Stab von Künstlern unter der Oberleitung von D. Karl Straube wetteiferte, diesem Könige zu huldigen. Was aber diesem Bachfest seine besondere Note gab, das war nicht nur das Ausmaß der künstlerischen Veranstaltungen, auch nicht der Pietätsakt, der sich in der Weihe und Übergabe der erneuerten Bachgruft vollzog. Getragen wurde vielmehr die Feier von der geschichtlichen Erinnerung an die erste Aufführung der Matthäuspassion vor zweihundert Jahren und an die Wiederentdeckung des Werkes vor hundert Jahren. Man konnte sogar diese Erinnerungen, wenn auch nicht steigern, so doch erweitern: vor fünfundzwanzig Jahren wurde in die Bachfeier zum ersten Male ein Festgottesdienst in der Leipziger Thomaskirche eingebaut — ein deutliches Zeichen, wie sich die Bewegung zu verinnerlichen begann. Noch mehr: eine zweite Jahrhundert-Erinnerung taucht eben jetzt auf. Man hat bei den Jubiläumsforschungen erst jetzt den Namen Friedrich Zelters entdeckt, des Goethe-Freundes, der in stiller dreißigjähriger Arbeit das geleistet, „wozu die öffentliche Musikpflege in Deutschland hundert Jahre gebraucht hat". Genug, das Fest war von Jubiläumsstimmung durchtränkt. Diese Stimmung blieb aber nicht Stimmung. Sie verlieh nicht nur den ausführenden Künstlern ungemeinen Schwung, ob nun Karl Straube am Dirigentenpult stand oder Günther Ramin am Cembalo, Karl Hoyer an der Orgel, Rudolf Serkin am Flügel saß, ob der Thomanerchor oder der Gewandhauschor auftrat, ob Adolf Busch geigte oder Lotte Leonhard und Karl Erb sangen (ach, wer zählt die Glanzleistungen dieser Tage!) — diese Stimmung verdichtete sich vielmehr für Veranstalter, Mitwirkende und Zuhörer (wohl an die Zweitausend!) zu einer intensiven Verbundenheit im Bewußtsein ernster Verantwortung gegenüber dem Erbe jener Zeit. Dies Erbe lebendig zu erhalten und fruchtbar zu machen, ist ein in den Trostlosigkeiten unserer Tage doppelt notwendiger Dienst an unserm Volk. Daß das kein vergebliches Beginnen ist, bewies die Aufnahme, die das Fest bei Behörden und bei der Einwohnerschaft fand. Bach wird in steigendem Maß ein Ferment unsers geistigen und seelischen Lebens.

An diesem Punkt scheiden sich aber, wenn ich recht sehe, die Geister. Das Leipziger Fest hatte neben dem Jubiläumsgedanken, wie schon angedeutet, noch einen anderen Akzent. Er kam in dem Festgottesdienst besonders eindrucksvoll zur Geltung. Musik und Predigt baute sich auf dem Abendmahlsgedanken auf. So kurz D. Smend, der immer willkommene Bachfest-Prediger, sprechen mußte und sprach, eines prägte er der großen Gemeinde ins Herz: Bach wird nur verstanden, wenn er als Priester gewürdigt wird, aus dessen Hand auch diejenigen das gesegnete Brot und den gesegneten Kelch nehmen sollen, die sich der kultischen Abendmahlsfeier entfremdet haben. Eine Bachfeier hat nur dann Sinn und Wert, wenn über ihr das Wort leuchtet: Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, da du stehest, ist heiliges Land. Einen Nachklang zur Predigt brachte der Vortrag von Dr. Beyer. Nach interessanten geschichtlichen Darlegungen arbeitete er sich, nach meinem Eindruck allzu zaghaft, an die letzten Urgründe des Genius heran, an seine Verwurzelung in der Welt biblischer und reformatorischer Frömmigkeit. Bach ist nach ihm eine Parallelerscheinung zu Psalmisten, Propheten, Aposteln. Nur aus dem Erlösungsbedürfnis und aus der Hingabe an das Kreuz kann er und sein Werk verstanden werden.

Woraus sich ergibt, daß die Bachgesellschaft zur Bachgemeinde, zur religiösen Überzeugungsgemeinde werden muß. Der Widerspruch meldet sich alsbald in der Presse. Man fürchtet kirchliche Verengerung. Man erinnert daran, daß in Bachs Kunst auch außerkirchliche Elemente, selbst der weltliche Tanz, hineingewirkt. Man macht geltend, daß sein Einfluß die gesamte musikalische Entwicklung bis auf diesen Tag beherrscht. Wer streitet das ab? Wer streicht den „anderen" Bach, selbst den vergnüglichen Bach aus? Wer sträubt sich dagegen, daß auch die profane Musik von der Tonsprache der Passionen und der Hohen Messe gelernt hat und noch lernt? Gleichwohl, letzte Tiefen erschließen sich, selbst nach der formalen, musiktechnischen Seite, nur dem, der dem frommen Kantor an St. Thomä ins Herz schaut. Ihr verehrten Künstler, ihr Kunstfreunde und Kunstkritiker — die Augen leuchten uns allen und die Herzen schlagen uns allen höher, wenn Johann Sebastians Sonaten und Suiten erklingen, wenn sich eine Fuge vor unserm inneren Auge in gigantischer Größe aufbaut! Es bleibt aber doch bei dem, was der Prediger auf der Kanzel, der Vortragende am schlichten Rednerpult verkündet hat. Weicht dem Größten und Tiefsten an diesem Manne nicht aus: Frommheit ist das Geheimnis seines Genius. Frommheit ist das Geheimnis seiner Wirkung bis in unser Geschlecht und die Gewähr für seine Segenskraft an unserm Volk. In diesen Gewißheiten hat uns von neuem das Leipziger Bachfest bestärkt. Möge die von Jahr zu Jahr anschwellende Bachbewegung immer entschiedener unter diesem Zeichen stehen!

Chemnitz Martin Eger

Ein neuer Schritt zum Verständnis des Deutschen Idealismus

Kurt Leese, Philosophie und Theologie im Spätidealismus. Berlin, Junker und Dünnhaupt 1929. 260 S. 10, geb. 12 M.

Während breite Strömungen der Theologie ein gut Teil ihrer Kraft im Kampfe wider den Deutschen Idealismus erschöpfen und dabei doch im besten Falle nur Einzelgestalten und -züge treffen, versucht Kurt Leese, Pfarrer und zugleich Privatdozent der Philosophie in Hamburg, wirklich vorwärts zu helfen. Ihm geht es weder um Bekämpfung noch um Erneuerung, sondern um rechtes Verständnis des Deutschen Idealismus. Er sieht, wie falsch oder unklar dessen Bild bei den Kämpfern ist, und wie der Kampf meist mehr um einen selbstgeschaffenen Popanz tobt als um den wirklichen Deutschen Idealismus der wirklichen Geschichte. Diesen wirklichen Deutschen Idealismus gilt es zu sehen und zu verstehen, ehe man auch nur wagen darf, über ihn zu streiten. Und man wird ihn nicht sehen oder verstehen, wenn man fortfährt, ihn einfach mit der Klassik oder mit der Entwicklung der spekulativen Philosophie von Fichte bis Hegel gleichzusetzen. Der Deutsche Idealismus ist wie jede geschichtliche Größe von einer eigentümlichen Bewegung und inneren Dialektik getragen, die nur der Blick auf das Ganze zeigen kann (vgl. meinen Artikel in RGG III 53 ff.).

Dieser Blick auf das Ganze der Bewegung enthüllt einen unendlichen Reichtum, nicht nur in jenen Erscheinungen, die man in der Regel mit dem Begriffe meint, sondern gerade auch vorher und nachher. Nur in allmählicher Entwicklung, auf mannigfachen Wegen steigt der Deutsche Idealismus zu der Höhe empor, auf der die Klassik, aber neben ihr, von allen Zwischenformen abgesehen, sehr bald auch schon die Romantik und die spekulative Philosophie entstehen; und der Reichtum dieses Hochidealismus wieder klingt nur langsam ab, in neuen Schöpfungen seine Fruchtbarkeit aufs Neue beweisend. Bei einer so verwickelten und schwer überschaubaren Größe wie dem Deutschen Idealismus dürfte der eigentliche Sinn leichter in den voreilenden Erscheinungen (dem Frühidealismus) und in der Nachreife (dem Spätidealismus) zu erfassen sein als in denen der Hauptreife; denn gerade diese können durch die Meisterschaft der Form am leichtesten über ihren Inhalt täuschen. So hat man verhältnismäßig früh begonnen, Lessing und Herder ins Auge zu fassen — freilich meist in unklarer Verbindung mit dem Hochidealismus statt in ihrer besonderen, eben frühidealistischen, Funktion. Dagegen fehlte noch völlig die Erforschung des Spätidealismus, ja das Interesse für ihn. Und doch kann erst der Fortschritt an diesem Punkte den Rhythmus des Ganzen deutlich machen.

Eben hier setzt das Buch von Leese ein, und schon in diesem Einsatz liegt ein hohes Verdienst. Allerdings wendet er sich nicht dem Spätidealismus als einer Gesamtbewegung zu, sondern nur der spätidealistischen Philosophie. Aber der Durchbruch der Forschung an dem einen Punkte wird hoffentlich entscheidend für die weitere Arbeit werden. Unter spätidealistischer Philosophie versteht er vornehmlich die des späteren Schelling, des jüngeren Fichte und des Leipziger Professors Christian Hermann Weiße; in seinem größeren zweiten Teil wird das Buch zu einer Monographie über Weiße. Der Verfasser sieht, daß es sich bei diesem nicht, wie es in der üblichen Geschichte der Philosophie erscheint, um bloße Nachklänge oder gar um Entgleisungen des hochidealistischen Denkens handelt, sondern — wenigstens weithin — um die Erkenntnis der Problematik des Idealismus selbst. Und zwar tritt ihm dabei in den Vordergrund das Verhältnis der Philosophie zur Theologie, oder noch tiefer: zum Christentum. Die Hegelsche Verbindung von Philosophie und Religion zerbricht ihm an der Sprödigkeit sowohl des Denkens wie der Religion selbst. Überall erwachen die Inhalte und wehren sich gegenüber der rationalen Form, die Wirklichkeiten wehren sich gegenüber den Möglichkeiten, Geschichte und Erfahrung gegenüber den Begriffen, Freiheit und Offenbarung gegenüber der rationalen Notwendigkeit. Dadurch empfängt der Gottesgedanke, empfängt das Christentum etwas von seiner Lebendigkeit zurück; und anderseits besinnt das Denken sich wieder — teilweise mit Rückkehr zu Kant — auf seine Grenzen. Und doch bleibt die Besonderheit der idealistischen Philosophie an tragenden Punkten erhalten. Keiner von den Spätidealisten schlägt dualistische Wege ein. Die Theologie bleibt ihnen eng verbunden mit der Philosophie — zu gegenseitiger Hilfe; Weißes Hauptwerk heißt bekanntlich „Philosophische Dogmatik oder Philosophie des Christentums" (3 Bände, 1855—62). So behält auch die Religion ihren universalen Charakter, wird nicht ein Gebiet neben andern, sondern durchdringt wie die Sittlichkeit so die Spekulation und das Ästhetische. Möglich ist das für Weiße, indem er das Christentum, vor allem auch die biblischen Schriften unter starken Anleihen bei Jakob Böhme, Ötinger und Schelling kosmisch deutet; Theosophie und „biblischer Realismus" werden, natürlich in philosophischer Sublimierung, für das Verständnis der Schöpfung, der Christologie, des Himmelreichs, der Eschatologie usw. weitgehend verwendet.

Freilich werden mit alledem neue Probleme lebendig, die bei Leese höchstens anklingen können. Aber zunächst wird doch das Eine klar, daß der Deutsche Idealismus als Ganzes weder mit der Klassik noch mit der Fichteschen oder Hegelschen Philosophie gleichgesetzt werden darf. Zwischen dem Spätidealismus und dem Frühidealismus bestehen wichtige Verbindungen, die ganz andere Möglichkeiten andeuten, als im Hochidealismus verwirklicht sind. Freilich ist das eine Perspektive, die Leese selbst nicht ausdrücklich eröffnet. Denn sein Interesse ist wesentlich aktuell. Das Verständnis des Spätidealismus wird ihm das Mittel, eine Brücke zwischen dem Deutschen Idealismus und dem gegenwärtigen Ringen um ein ebenso universales wie tiefes Verständnis der christlichen Religion zu schlagen — eine Brücke über die Zeit der Isolierung des Christentums und der Theologie hinweg, die er in A. Ritschl und der dialektischen Theologie verkörpert findet. Es handelt sich also in gewissem Sinne um eine Streitschrift: wider Ritschl und die Dialektiker; den Führer zum wirklichen Fortschritt sieht er in Tillich. Hat Tillich von Anfang an seine Beziehung zu Schelling betont, so wird diese Beziehung jetzt von Leese auf die ganze Philosophie des Spätidealismus ausgedehnt. Tillichs Theologie wird ihm auch der Maßstab, an dem die Schwächen des Spätidealismus aufgewiesen werden; vor allem die, daß selbst Weiße noch, unter dem Banne Hegels, Denkform und Erfahrungsinhalt adäquat zueinander setzt, also das letzte Geheimnis, die Paradoxie und Symbolhaftigkeit aller echten Religion verkennt.

Zeigt sich dabei die Fruchtbarkeit dieser aktuellen Wendung, so ist es doch anderseits klar, daß die historischen und die aktuellen Probleme sich gegenseitig stören. Die Linie zwischen dem Spätidealismus und Tillich kann unmöglich die richtigen Gesichtspunkte für die Wertung Ritschls oder der Dialektiker geben; und umgekehrt kann die historische Untersuchung des Spätidealismus unmöglich der zureichende Rahmen für das Bild der gegenwärtigen Lage sein. Wohl fallen lehrreiche Schlaglichter auf die Gegenwart und letzte Vergangenheit; aber das eigentliche Verdienst des Buches bleibt die Erhellung des Deutschen Idealismus. Möchte der Verfasser, dem wir bereits Schriften über Hegels Geschichtsphilosophie und über die Entwicklung von Jakob Böhme über Ötinger zu Schelling verdanken, seine Forschungen darüber rüstig weiter führen. Er wird die Kämpfe der Gegenwart vielleicht gerade dadurch am besten klären helfen, daß er ihre Streitobjekte klärt und die Gegner statt vor eine selbstgemachte, vielmehr vor die wirkliche Geschichte stellt.

Leipzig Horst Stephan

Bücher und Schriften

Die Sprache des Pentateuch in ihren Beziehungen zum Ägyptischen. Mit einer hieroglyphischen Beilage. Von A. S. Yahuda. Band 1. 336 S. Lex. Okt. Berlin, Walter de Gruyter u. Co. 1929. 22 M.

Das Werk, von dem hier der erste Band vorliegt, ist großzügig angelegt. Es will nicht mehr und nicht weniger als die gangbare Ansicht von der Komposition des Pentateuch stürzen und den Grundstein zu einer neuen Auffassung des Pentateuch und damit des gesamten biblischen Altertums legen. Das ausschlaggebende Kriterium dafür sei aus der sprachlichen Vergleichung zu erheben; und diese führe zu der Annahme, daß der Pentateuch um die Zeit des Exodus vor der Eroberung Kanaans entstanden sei, weil sein Hebräisch nicht nur mit zahlreichen ägyptischen Wörtern und Phrasen durchsetzt sei, sondern auch weithin ägyptischen Sprachgeist und Sprachgebrauch verrate; das lasse sich nur daraus erklären, daß er in einem ägyptischen Milieu verfaßt sei; und dafür komme nur der frühgeschichtliche Aufenthalt der Israeliten in Ägypten in Betracht. Der Verfasser merkt freilich selbst an, daß er weniger Wert lege auf die Diskussion der Probleme als auf die Behandlung der Materialien im Einzelnen. Und daran hat er wohlgetan. Denn seine Schlüsse erscheinen viel zu weitgehend; und die Orientierung nach

der Sprache allein, ja sogar nur nach einer bestimmten Färbung der Sprache, ist einseitig. Er wittert auch zu viel Ägyptizismen. Phrasen wie „das Haupt Jemandes erheben" oder „den Namen Jemandes stinkend machen" oder „Gott sah, daß es gut war" oder „die Erde tat ihren Mund auf" bedürfen keiner Ableitung aus dem Ägyptischen. Manche Erklärungen sind gewagt. Wenn z. B. der Ägypter sagt: „eine Speise küssen" im Sinne von „sie essen", so darf deshalb noch nicht das absolute naschaq Gen. 41, 40 mit „essen" übersetzt werden. Noch bedenklicher sind Interpretationen wie Gen. 2, 19: „alles, was Adam ‚lebende Seele' nennen werde, das sei sein Name"; oder Ex. 1, 21: „und es geschah, da die Hebammen die Götter (d. h. auf Pharaos Befehl aufgestellten Götterfiguren) fürchteten, machten sie (die Hebräer) für sie (die Figuren) Behausungen (um sie zu verhüllen)". Doch sollen die Ausstellungen nicht den Dank mindern für die vielen Belehrungen, die wir empfangen, z. B. die Deutung des Namens Moses als „Kind des Nils" oder des Titels zophnath Paneach Gen. 41, 45 als „Speise, Nahrung des Landes ist der Lebende" oder vom tehom Gen. 1, 2 als „Urgewässer" das nichts mit der Tiamat zu tun habe. Es ist dem Verfasser gelungen, nachzuweisen, daß die Vertrautheit des Pentateuch mit ägyptischen Sitten, Gebräuchen, Anschauungen und Ausdrucksweisen, sonderlich in dem Abschnitt Gen. 39 bis Ex. 15, geradezu erstaunlich ist. Eine Fülle von Anregungen wird geboten, deren etliche freilich phantastisch anmuten, wenn z. B. die Lage des Paradieses in einer Oase westlich Ägyptens am äußersten Ende der Erde gesucht wird, oder wenn das Schweben des Geistes Gottes über den Wassern auf ägyptische Mythologie zurückgeführt wird. Zudem ist das Ganze so flüssig und klar geschrieben, daß man es mit Spannung und Genuß liest. Kurz, es ist ein Buch, das wohl Niemand ohne reichen Gewinn aus der Hand legen wird. Georg Richter

Joseph Estlin Carpenter, a memorial volume edited by C. M. Herford, including a memoir by the editor and chapters by J. H. Weatherall, A. S. Peake and L. R. Farnell, Oxford 1929, at the Clarendon Press 188 S. Mit Bildnis Carpenters.

Der ehrwürdige Mann, dessen Andenken diese Schrift geweiht ist, richtete vor nun bald sieben Jahren an mich die Aufforderung, im Sommer 1923 zu einem Ferienkurs in Oxford zwei Stunden beizusteuern. Ich sagte zu, schrieb die Vorträge und sah die englische Übersetzung durch, aber dann stellten sich wohl kleine Hindernisse ein, so daß man es vorzog, sie von einem dortigen Kollegen in meinem Namen verlesen zu lassen. Nachdem dieses Buch mir den Mann vor Augen geführt hat, der jene freundliche Aufforderung an mich richtete, tut es mir in der Seele leid, daß ich damals nicht darauf bestanden habe, nach England zu kommen und, was ich zu sagen hatte, selbst vorzutragen, um dann auch, noch vier Jahre vor seinem Tode, die Bekanntschaft Carpenters zu machen und diesen Schatz mit heimzunehmen. Denn nach der schlichten und wohltuend kurzen Darstellung, die uns hier geboten wird, handelt es sich um eine Persönlichkeit von seltener Vollendung, so lückenlos nach allen Seiten hin, wie es irgend für uns Menschenkinder im Bereich des Möglichen liegt. Aus einer alten Familie unitarischen Bekenntnisses stammend, 1844 als Sohn eines bedeutenden Naturforschers und frommen Christen geboren, war er als Knabe schon entschlossen, sich dem Pfarramt in der unitarischen Kirche zu widmen. Nachdem er in London sein Studium mit glänzendem Erfolge zurückgelegt hatte, wurde er schon mit 22 Jahren zum Pfarrer berufen und mußte mit 25 Jahren eine sehr verantwortungsreiche Stelle in der Fabrikstadt Leeds antreten. Nur ein Übel, das ihn mit dem Verlust der Stimme bedrohte, bestimmte ihn 1875 diesem ihm ans Herz gewachsenen Beruf zu entsagen und dem Rufe an die Anstalt, an der er seine theologische Ausbildung erhalten hatte, Manchester College in London, Folge zu leisten, als Professor der Kirchengeschichte, der vergleichenden Religionsgeschichte und des Hebräischen, will sagen des Alten Testaments. Man sollte denken, daß es unmöglich wäre, so uferlose Gebiete nebeneinander zu bewältigen; aber seinem brennenden Eifer und eisernen Fleiße gelang das im vollsten Maße. Auch in Oxford, auf dessen klassischen, für die unitarische Richtung schwierigen Boden Manchester College 1889 übersiedelte, brachte er es zur höchsten Anerkennung, als akademischer Lehrer wie als wissenschaftlicher Schriftsteller, und fast 40 Jahre noch war es ihm vergönnt dort zu wirken, bis über das achtzigste Jahr hinaus in beneidenswerter Frische. Fast 83 jährig wurde er 1927 heimgerufen.

Die Fülle der Arbeiten, die Carpenter veröffentlicht hat, verzeichnet die Bibliographie auf S. 180—188. Voran stehn die zur Religionsgeschichte, vor allem zum Buddhismus, über den er aus erster Hand die wertvollsten Beiträge lieferte; dann folgen die zur Biblischen Wissenschaft Alten und Neuen Testaments, deren vorurteilsloser Behandlung er mit seinen nächsten Kollegen Martineau und Wicksteed vor Anderen in England die Bahn brach; Kirchengeschichte und Biographieen, Arbeiten über den englischen Unitarismus, Predigten, Ansprachen in Sonntagsschulen, Vorträge aller Art u. a. machen den Schluß. Über seine tiefgreifende Mitarbeit auf den Gebieten der Bibel und der Indischen Religionen geben die Aufsätze von Peake und Farnell noch eingehende Rechenschaft.

Was aber den Leser am meisten rühren muß, das ist seine opferwillige Arbeit an den Menschen, seine Hingabe an alle Werke der Inneren Mission, vor allem aber, wie sehr er sich seiner Schüler annahm, nicht nur während ihrer Studienzeit, sondern in lebhaftem Briefwechsel schier mit jedem einzelnen bis an sein Lebensende. Einige Einzelheiten nur seien herausgehoben. An jedem Sonntag Abend versammelte Carpenter seine Schüler um sich, las vor oder bot einen Gegenstand zur Besprechung: nicht einmal den Ruhetag behielt er für sich. Während der Sommerfrische, die er viele Jahre lang mit seiner vortrefflichen, in kinderloser Ehe ganz nur ihm lebenden Gattin in dem berühmten Seengebiet (Lake District) Nordenglands im eigenen Landhause verbrachte, bot er regelmäßig je 10 bis 12 seiner Schüler zugleich abwechselnd eine zeitlang gastlichen Aufenthalt, und, nachdem der Morgen in wissenschaftlicher Arbeit verbracht war, führte am Nachmittag ein angestrengter Marsch ihn mit seinen Gästen in die herrliche Gebirgswelt ringsum. Indem ich verfolgte, wie bewunderungswürdig Carpenter seine ganze Zeit für Berufs- und Liebesarbeit ausgenutzt und fruchtbar gemacht hat, konnte ich, nun im Rückblick auf eine ebenso lange Zeit akademischer Lehrtätigkeit, mich der Scham nicht erwehren, wieviel Zeit ich unnütz vergeudet habe, wieviel mehr Arbeit des Berufs und der Liebe ich hätte leisten können.

Sicher wird das Andenken dieses Gerechten in seinem Vaterlande in reichem Segen bleiben; daß seiner und seines Vorbildes auch bei uns nicht vergessen werde, dazu möchten diese Zeilen ein wenig helfen. Karl Budde

Luther-Kalendarium. Von D. Georg Buchwald. — **Verzeichnis von Luthers Schriften.** Von D. Gustav Kawerau. 2. durchgesehene Auflage. — Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Jahrgang 47 Heft 2 (Nr. 147). Leipzig, M. Heinsius Nachfolger Eger und Sievers 1929. 206 S. 5.40 M.

Im Jahre 1917 erschien als Nr. 129 der Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Kawerau „Luthers Schriften nach der Reihe der Jahre verzeichnet, mit Nachweis ihres Fundorts in den jetzt gebräuchlichen Ausgaben" — eine wahre Wohltat für Jeden, der Luther liest und treibt. Nun liegt eine neue Auflage davon vor, selbstverständlich auf die Höhe des Tages gebracht. Von Otto Clemen. Sehr erfreulich. 45 Seiten. — Aber dasselbe Heft ist bereichert durch eine neue Wohltat. Buchwald hat auf 159 Seiten eine vollständige Übersicht der möglichen Daten aus Luthers Leben beigesteuert. Und wie vieles läßt sich da datieren. Das ist denn von zuverlässiger Hand jetzt bequem für Jedermann geschehen. Die es angeht, werden zugreifen. R

Ein Wort zur Kriegsfrage. Eine Predigt, die am 16. Juni 1929 in der Universitätskirche zu Leipzig von Professor D. Balla gehalten worden ist. Herrnhut, Gustav Winter. 15 S. 30 Pfg.

„Die Auseinandersetzung hat begonnen" heißt es einmal in dieser „Predigt". Es ist ein Wort von der Kanzel über und zu Remarque, Renn und den Kriegsbriefen gefallener Studenten. Von der Kanzel der Leipziger Universitätskirche. Gott sei Dank ja, die Auseinandersetzung ist im Gange. R

Bund der enthaltsamen Pfarrer

Kaiserswerth vom 21.—23. Mai

Wie 1927 in Herrnhut und im Vorjahr in Eckardtsheim veranstaltete in der Pfingstwoche dieses Jahres der Deutsche Bund enthaltsamer Pfarrer eine Freizeit in der Diakonissenanstalt Kaiserswerth, an der 30 seiner Mitglieder teilnahmen. Der Wert dieser Zusammenkünfte liegt vor allem darin, daß sich Pfarrer aus den verschiedensten theologischen Lagern und Generationen zu brüderlicher Aussprache vereinigen, lediglich verbunden durch die soziale Gesinnung, die in der Alkoholabstinenz ihren Ausdruck findet. Dieses Band ist in der Tat viel stärker, als es scheinen mag. In dem Bemühen um eine allseitige ethische Begründung abstinenter Lebensführung finden sich die verschiedensten Geister auf derselben Linie zusammen. Jedenfalls hat sich in den drei Freizeiten, die der Bund veranstalten konnte, ein Gemeinschaftsbewußtsein herausgebildet, wie es herzlicher kaum zu denken ist. Besonders Kaiserswerth hat zur Vertiefung und Befestigung unserer Gemeinschaft außerordentlich viel beigetragen. Schon die äußeren Umstände, das Wohnen fast aller Teilnehmer in demselben Gebäude, die gemeinsamen Mahlzeiten, der schöne Verhandlungsraum, die freundliche Umgebung, haben dahin gewirkt; mehr allerdings noch der Geist der Anstalt, die mütterliche Fürsorge der alten Schwestern, denen es sichtlich Freude bereitete, ihren Feierabend durch den willkommenen Dienst an uns zu unterbrechen.

Nach einem Begrüßungsabend in der geräumigen, durch zahlreiche Beteiligung der Anstaltsgemeinde fast gefüllten Aula des Oberlyzeums, an dem Professor Hans Schmidt aus Halle einen Lichtbildervortrag über Alkoholpsychologie in der bildenden Kunst hielt, begannen wir unsere Verhandlungen am Mittwochmorgen mit einem gediegenen Referat von Privatdozent Lic. Peter Brunner aus Gießen über die Stellung Calvins zur Alkoholfrage, das überraschend viel Material zur Beurteilung dieses energischen und konsequenten theologischen Denkers in seiner Stellung zu dem für ihn fast ausschließlich in Frage kommenden Weingenuß bot. Ein ebenso gründlicher Vortrag von dem Berliner Pfarrer Lic. Wielandt über „die Alkoholfrage im Lichte der neuen evangelischen Wirtschaftsethik", der sich auf das große Werk von Wünsch aufbaute, konnte als praktische Auswertung Calvinischer

Ethik angesehen werden. Die angeregte Aussprache knüpfte naturgemäß besonders an Wielands Ausführungen an und drehte sich insbesondere um die umstrittene Frage der Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft, sowie um die Alternative Bedarfs- oder Erwerbswirtschaft. Während die Ansichten darüber auseinander gingen, war man einig darin, daß der Kapitalismus in der Alkoholproduktion seine gefährlichste Gestalt angenommen habe und hier nur überwunden werden könne, wenn es gelänge durch fortschreitende Einschränkung des Bedarfs die Betriebe unrentabel zu machen. — Der Nachmittag brachte einen Ausflug nach Lintorf, der ältesten Trinkerheilstätte Deutschlands, deren langjähriger Leiter Pastor Kruse uns durch einen warmherzigen Bericht in seine von Erfolgen und Enttäuschungen reiche Arbeit einführte.

Den Verhandlungen des zweiten Tages wohnte als Vertreter der rheinischen Kirchenregierung Konsistorialrat D. Greeven bei, der statt einer amtlichen Begrüßungsansprache für den erkrankten Vorsteher der Anstalten freundlichst die Morgenandacht zu halten übernahm. Den Verhandlungsgegenstand dieser Tage bildete eine eingehende religionsgeschichtliche Untersuchung von Professor Hans Schmidt über die Hochzeit zu Cana. Die angeregte Aussprache, die sich an den Vortrag anschloß, bewegte sich weniger auf historisch-exegetischem oder dogmatischem als auf praktisch-theologischem, insbesondre homiletischem Gebiet. — Der Abend gehörte der Mitteilung persönlicher Erfahrungen von Teilnehmern aus verschiedenen Generationen. Man gewann lebhaften Eindruck von der Wandlung der Motive von den älteren zu den jüngeren Jahrgängen. Aber im Hintergrunde stand bei allen dasselbe Motiv: „Die Liebe Christi dringet uns." Als wir daher am Freitag uns trennten, durften wir dankbar die Gewißheit mitnehmen, in gleicher Liebe fester verbunden zu sein zu gemeinsamem Kampf.

Osnabrück Ernst Rolffs

Ökumenische Arbeitsgemeinschaft

1927 war für die deutsche hochkirchlich-ökumenische Bewegung ein Schicksalsjahr: die römisch-katholischen Mitglieder mußten ihre Mitarbeit an der Vierteljahresschrift „Una sancta" einstellen. Ein bischöfliches Verbot zwang sie dazu; und was hoffnungsvoll begonnen war, schien im Keim erstickt. Aber schon 1928 trat an die Stelle des hochkirchlich-ökumenischen Bundes eine neue „ökumenische Arbeitsgemeinschaft", die durch den Fortfall der Selbstbezeichnung und Betätigung hochkirchlicher Art dem Verdacht zu begegnen suchte, daß irgendwelche verwaschene Einheitsbildung in ihr angestrebt werde, wie sie durch die päpstliche Enzyklika verurteilt war. Diese ökumenische Arbeitsgemeinschaft trat nun am 14. Juni erstmals vor die breitere Öffentlichkeit, indem sie auf Einladung durch die beiden Vorsitzenden, den Protestanten Karl Buchheim und den Katholiken Franz Müller zu einer Tagung und Kundgebung ihre Mitglieder und Freunde in Berlin versammelte.

Als erster Redner kam der römisch-katholische Studienrat Dr. Peter Wust mit einem Vortrag über die Krise des Menschen zu Worte; worin er seiner Überzeugung Ausdruck gab, daß die Erfüllung des alten Novalistraumes von der Einheit der Christenheit heute näher sei als damals, wo jene europäische Vision als Gegenbild zur Wirklichkeit vor den Augen des Romantikers auftauchte. Die angedeutete Krise des Menschen habe bis an das Tor der Verzweiflung geführt, von dem nur eine Rückwendung zum Christentum möglich sei, wie sie auch durch die neue konkrete Fragestellung der existenziellen Philosophie vorbereitet werde. — Als zweiter Vortragender sprach der Bochumer Pfarrer Professor Dr. Hans Ehrenberg über die Lehre vom Heiligen Geist, als dessen Subjekt stets ein Wir, nie ein Ich zu betrachten sei. Der Geist kenne weder Standpunkte, noch Intuitionen, noch Individuation überhaupt und sei unfehlbar eben, insofern er als Geist einer solidarischen Menschenmehrzahl sich ausspräche. In dieser seiner Gesellschaftlichkeit liege der wirkliche Gegensatz zum „Geist" des Rationalismus, nicht etwa im Irrationalismus, „der falschen Buße des sündigen Geistes, der Reue zum Tode des menschlichen Denkens". Die Existenzform des Heiligen Geistes sei die Leiblichkeit, die gesellschaftliche Einkörperung; und das Verlangen nach ihr, der absolute Widerspruch gegen jede ungesellschaftliche, nicht existenzielle, vorgeblich „reine" Geistigkeit und Theoretik, sei die eigentliche unter den vielen vermeintlichen Krisen der Zeit, „die Krise der Erkenntnis".

Von eingehender stundenlanger Debatte gefolgt, waren diese Vorträge Taten gegenseitiger Verständigung, vorsichtig zurückhaltenden Suchens gemeinsamer Wege. Ist doch beinahe alles gewonnen, wenn erst wieder eine Sprache für die getrennten Konfessionen gefunden ist.

Eine Kundgebung im Haus des Vereins Deutscher Ingenieure mit Vortrag von Professor Ehrenberg „Vom Kreuz zur Kirche" beschloß die Arbeitstagung.

Berlin Karl Thieme

„Mutiges Christentum"

Zum 28. Juni

Wir standen mit unserm Artikel zum „Trauerfeiertag" doch nicht so allein. In seinem „Mutigen Christentum" Nr. 27 schreibt Pfarrer Zauleck:

In verschiedenen, uns bekannten Gemeinden finden nicht nur, wie die preußische Kirchenbehörde es empfiehlt, am Sonntag, dem 30. Juni, Trauergottesdienste statt, sondern es wird am Freitag, dem 28. Juni, mittags um 3 Uhr, „zur Stunde der Unterzeichnung", mit den Glocken geläutet und abends ein besonderer vaterländischer Gottesdienst gehalten, wo als Evangelium verkündet wird: „und wir lassen es uns nicht gefallen, daß man uns Unrecht tut."

Der Episteltext für Sonntag 30. Juni aber, d. h. das Bibelwort, über das seit vielen Jahrhunderten in der christlichen Kirche am fünften Trinitatissonntag gepredigt zu werden pflegt, lautet: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem, noch Scheltwort mit Scheltworten, sondern im Gegenteil: segnet; denn dazu seid ihr berufen, damit ihr Segen ererbet." Und noch deutlicher: „Wenn ihr auch um der Gerechtigkeit willen leiden müßtet, — selig seid ihr zu preisen."

Wenn dieser Sonntagstext mit seiner Erinnerung an das Heilandswort: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen verfolgen und reden allerlei Übels wider euch, so sie daran lügen" unsere Kirchenbehörden nicht bedenklich machte, durch das ganze Land einen Gottesdienst der Trauer über unseres Volkes Bestrafung und des Widerspruchs gegen eine uns abgepreßte unwahre Selbstbezichtigung zu empfehlen, — so fragen wir uns immer und immer wieder: was mag denn bloß die Kirchenleitung bewogen haben, überhaupt solch einen Gedanken zu fassen, daß die Kirchenräume und die Einrichtungen der kirchlichen „Gotres-dienste" dazu benutzt werden sollten, „vor aller Welt" oder „vor den Feinden von 1914—1918" zu bezeugen, daß das deutsche Volk am Kriege unschuldig oder nicht mehr als die anderen Völker schuldig sei? Ist die Kirche denn der Raum, Resolutionen zu fassen, oder, wie man es im Reichstag tut, „Reden aus dem Fenster zu halten"? Und wenn man etwa meint, es sollte in diesen Lügenabwehrgottesdiensten dem Volk und seiner Jugend „eingehämmert" werden, wie man über das erzwungene Schuldbekenntnis als Deutscher zu denken habe — ist denn die Kirche der Ort, wo Geschichtsunterricht gegeben oder politische Erziehung verabreicht wird?

Aber schauen wir tiefer:

Was lehrt denn unser Christenglaube vom Lügen und vom Leiden?

Vom Lügen sagt schon die Weisheit der Gasse, daß Lügen kurze Beine haben. Die Bibel aber lehrt einen noch viel erhabeneren Standpunkt des Wartenkönnens, bis sich Dunkel lichtet, bis Gefangenschaft endet, bis der Teufel (Lügner) sein Spiel an Gott verliert. Zu welchem Zweck in aller Welt braucht gerade ein Christ, wenn es schon zehnmal ohne Erfolg geschehen ist, auch das elfte Mal — voraussichtlich mit demselben negativen Erfolg — eindrücklich zu bekunden, daß man ihm Unrecht getan hat? „Gott wird dein Recht hervorbringen wie die Morgenröte" sagt die Bibel. Kann man denn die Morgenröte zwingen, eine Stunde eher zu kommen, als es der Lenker der Gestirne geordnet hat? Und man singt in der Kirche besonders gern den Vers: „Wenn die Stunden sich gefunden, bricht die Hilf mit Macht herein, und dein Grämen zu beschämen, wird es unversehens sein." Ist es nicht einfach Kleinglaube, wenn man der „Kriegsschuldlüge" gegenüber anders denkt? Und ist es nicht schließlich — wir wagen das Wort — Erziehung zum Kleinglauben, wenn man eigene Gottesdienste anberaumt, um die Klärung der heute noch kriegsumnebelten Geschichtsauffassung zu beschleunigen? Wäre nicht unter Umständen der gegenteilige Weg der aussichtsreichere: daß nämlich die Kirche unserem Volke hülfe, zu einem Kriegsschuldgeständnis zu kommen, soweit unsere Gewissen zu einem solchen überführt werden können, in dem Vertrauen, daß die übrige Welt wohl auf hartnäckige Leugner über alles Maß dreinschlagen kann, aber gegenüber einem ehrlichen Büßer die Macht verliert, offene Wunden noch weiter aufzureißen?

Und die empfohlenen Lügen- und Schmach-Abwehrgottesdienste wollen zugleich „trauern"? Trauern über das Leid und die Last — die nach Bibel und Gesangbuch doch in vielen Fällen eine Schickung besonderer Gottesliebe sind? Trauern über die Armut und Last, die, wie es in einer besonders vaterländischen Gottesdiensteinladung heißt — „entsittlichend wirken"? Wir hörten sonst, daß Not beten lehrt, und daß der Mensch nichts so schlecht vertragen kann wie eine Reihe von guten Tagen. Wir machten auch in einem 25 jährigen Amtsleben die Erfahrung, daß die Entsittlichung im deutschen Volk immer von oben nach unten ging, aus den bessergestellten Kreisen hinabdrang zu den armen und gedrückten Volksgenossen. Also dürfte wohl kaum der Vertrag von Versailles und die darin von dämonischem Siegerübermut hineindiktierte Alleinschuldlüge (eine Schuldlüge gibt es nicht) entsittlichende Wirkung haben. Wir meinen, andere Lügen zu kennen (wie „der Dank des Vaterlandes ..." oder „mündelsicherste Kriegsanleihe ..."), die wohl entsittlichender gewirkt haben und derentwegen bisher noch kein Trauergottesdienst stattfand. Nicht erst die Bibel, sondern auch wieder der Spruchschatz unseres Volkes rät uns, „das Unvermeidliche mit Würde tragen". Weshalb wendet die Kirche ihre Anstrengungen nicht da-

hin, daß wir in Gottes Namen und mit Gottes Hilfe das vermeidbare Böse und Drückende im Volk zu beseitigen oder zu mindern und zu mildern suchen? Den Lasten und Bedrückungen gegenüber, die wir uns selbst auferlegen, heißt es: „Da ist nichts zu machen", obwohl wir es in der Hand hätten, in dem verkleinerten Land und mit den beschränkten Mitteln brüderlicher zu teilen, vernünftiger zu wirtschaften; aber da, wo Millionen bis an die Zähne bewaffneter fremder Soldaten Posten gefaßt haben, damit wir uns fügen und finden sollen, — gerade da wollen wir zuerst mit dem Kopf durch die Wand!

Wir mögen von der einen oder von der anderen Seite versuchen, dem Protest- und Trauergottesdienst am 28. 6. und 30. 6. einen Sinn abzugewinnen, der vor Bibel und Gesangbuch und Sprüchwörterweisheit bestehen kann — wir gestehen frei: wir finden keinen.

Der Artikel hat noch einige Sätze mehr.

Dieselbe Nummer enthält ein schwerwiegendes Votum zu Remarque „Im Westen nichts Neues". Zu beziehen wohl am besten vom Herausgeber Pfarrer Zauleck, Wetter (Ruhr;. R

Vom römischen Katholizismus der Gegenwart

Nach Annahme des Preußenkonkordats

Mit 243 Stimmen der Regierungsparteien und der Wirtschaftspartei gegen 172 Stimmen der übrigen Parteien ist der Preußische Staatsvertrag mit der Kurie am Dienstag, den 9. Juli angenommen worden. Der Artikel 1 des Gesetzes, der die Ratifizierung ausspricht, hat eine beträchtlich größere Stimmenzahl erhalten; für ihn stimmte auch die Deutschnationale Fraktion geschlossen. Sie brachte damit zum Ausdruck, daß sie keine inhaltlichen Bedenken gegen das Konkordat hatte, so daß ein großer Teil von verantwortlich denkenden Evangelischen gleich uns die aufgetauchten und zum Teil riesengroß aufgebauschten Bedenken geringer achtete, als das positive Ergebnis einer Befriedung des interkonfessionellen Lebens in unserem Volk. Wenn die Deutschnationalen schließlich gegen Artikel 2 und gegen das ganze Gesetz stimmten, geschah es teils aus dem Grunde, weil die formelle Gleichzeitigkeit der evangelischen Verträge nicht erreicht worden ist, teils aber auch im Zusammenhang der allgemeinen innerpolitischen Situation in Preußen, welche in jenen Tagen der Aussprache über das Konkordat eine beträchtliche Verschärfung des Gegensatzes zwischen Regierungsparteien und Opposition mit sich brachte. Die Sicherung der evangelischen Verträge ist erreicht worden in einer interfraktionellen Sitzung der Regierungsparteien am Dienstag, den 2. Juli, in welcher die sozialdemokratische Fraktion mit ihren Ministern (ebenso wie das Zentrum mit seinen Ministern, das jedoch keine Schwierigkeiten machte) dazu gebracht worden ist, sich für den formal, nicht sachlich abgeänderten demokratischen Antrag (vgl. CW Sp. 650/51) einzusetzen. Den Hauptanstand bildete das Wort: „eine den Grundsätzen der Parität entsprechende Erhöhung der Dotationen" der evangelischen Kirchen. (Die Änderung in „paritätische Behandlung" der Dotationen ist sachlich natürlich dasselbe.) Der neue Antrag, der mit großer Majorität angenommen und sowohl vom Ministerpräsidenten als vom Kultusminister mit starken Worten empfohlen wurde (was auch der deutschnationale Hauptredner Pfarrer Koch-Oynhausen als wesentlichen Erfolg anerkannte), hat die Verkürzung erhalten, daß die Regierung ersucht wird, „unverzüglich in Verhandlungen mit den evangelischen Kirchen einzutreten über Verträge, die auf dem Gebiet der Religionsübung, des kirchlichen Eigentums und anderer kirchlicher Rechte, der innerkirchlichen Gesetzgebung und der Verwaltung, der Dotationen und der Besetzung der leitenden Ämter die paritätische Behandlung mit der katholischen Kirche sicherstellen". Der Schlußsatz betreffend die theologischen Lehrstühle blieb derselbe wie im ursprünglichen Antrag (CW 13, 651 oben). Damit waren die evangelischen Parallelverträge in der Tat „gesichert". Sofort nach der Annahme des Vertragsgesetzes wurden am 11. Juli die Verhandlungen mit den von den evangelischen Kirchen aufgestellten Beauftragten (Präsident D. Dr. Kapler und Geh. Konsistorialrat D. Karnatz vom Evangelischen Oberkirchenrat, sowie Präsident D. Winkler, Vorsitzendem des Kirchensenats) eingeleitet.

Die Ratifizierung des Vertrags mit der römischen Kurie soll für den 13. August in Berlin vorgesehen sein. Hätte sie aus Gründen der formalen Parität, wie verschiedene Anträge der in Opposition zur Regierung stehenden Rechtsparteien wollten, bis zur Verabschiedung der evangelischen Verträge ausgesetzt werden sollen?

Es hätte das, so wie die Dinge innerhalb der Regierungsparteien lagen, nur von Zentrums Gnaden geschehen können. Und hierzu einen Bittgang zu machen, verbot letztlich das protestantische Selbstbewußtsein. Es wäre ja auch gar keine reale „Parität" mehr zu erreichen gewesen, sondern nur ein formaler Scheinerfolg. Dafür, daß es zu einer Vorzugsbehandlung der katholischen Kirche kam, dafür ist ein Bündel von Gründen aufzuzählen, die man sich wohl einmal zum Nutzen unserer Kirche überdenken möchte:

1. Die evangelischen Kirchen waren durch das Rahmengesetz zu den Kirchenverfassungen vom 8. April 1924 und durch das Dotationsgesetz vom 15. Oktober 1924 in der Tat um eines Schrittes Länge vorausgekommen, die sinngemäß durch das Konkordat hereingeholt, aber auch inhaltlich und formell (hinsichtlich der Vertragsform) weit überschritten worden ist. — 2. Daß dabei die katholische Kirche mit dem Konkordat voranschritt, war durchaus sinngemäß. Ihr konnte von vornherein die Vertragsform zugebilligt werden, während gegenüber einem Vertrag mit den evangelischen Kirchen die schwersten formaljuristischen Bedenken erhoben wurden, die zum Teil nur durch politischen Druck unter dem Gesichtspunkt einer nachträglichen Parität behoben werden konnten. Es ist in den Verhandlungstagen über das Konkordat im Landtag (1. Juli erste Lesung; 2.—3. Juli Kommissionsverhandlungen; 5. Juli zweite Lesung; 9. Juli dritte Lesung) mancherlei grundsätzliche Klärung erfolgt, daß nämlich nicht mit dem päpstlichen Souverain des Kirchenstaats eine internationale Vereinbarung erfolge, sondern in einem „Vertrage sui generis" mit dem Repräsentanten der katholischen Kirche, die eben über die Grenzen des preußischen Staates hinausreicht. Erst in Analogie hierzu ist die Einsicht ins Wachsen gekommen, daß auch gegenüber den evangelischen Landeskirchen letztlich die „Kirche" als Vertragsgegnerin dasteht, d. h. etwas, das sui generis, an sich überstaatlich, mit Staatskirchengesetzgebung nimmermehr umfaßt werden kann, sondern gerade von einem wahrhaft liberalen Standpunkt aus in seiner Selbständigkeit durch Grenzverträge festgestellt und umfriedet werden muß. Wir Evangelischen, die wir Jahrhunderte lang mehr als die katholischen Kirchen in unseren Ländern in und von der Form des Staatskirchentums gelebt haben, werden uns zu dem geschichtlichen Urteil hindurchringen müssen, daß jetzt beim notwendigen Übergang zur Staatsfreiheit der evangelischen Kirchen die Internationalität der katholischen Kirche als Parallele in Preußen uns die Gasse gebrochen hat. — 3. Daß die Sozialdemokraten mit ihren Ministern aus einer Antipathie gegen die evangelische Kirche die zeitliche Bevorzugung der als stärkerer politischer Faktor gewerteten katholischen Kirche mit veranlaßt haben, ist so oft besprochen und beklagt worden, daß darüber ein weiteres Wort nicht notwendig ist. Bei den Schlußabstimmungen im Ausschuß und im Plenum über den demokratischen Antrag zu Gunsten der evangelischen Kirchen fand dieser eine so starke Mehrheit, daß die sozialdemokratische Fraktion sich mit der Stimmenthaltung begnügen konnte. Zur Salvierung gegenüber ihren Dissidenten brachte sie einen Antrag über Gewährung der öffentlich-körperschaftlichen Rechte an die Freidenkerorganisationen zur Annahme. Wir als evangelische Kirchenleute sollten uns aber nicht nur entrüsten über die zu Tage getretene Mißachtung der evangelischen Kirche durch die Sozialdemokratie, sondern uns (zum soundsovielten Male) fragen, wie das so habe kommen können, daß die evangelische Kirche die sozialistische Masse verloren hat und wie das wieder gut gemacht werden konne. — 4. Auch die evangelischen Kirchenleitungen haben meines Erachtens nicht immer geschickt operiert; namentlich hätten sie von vornherein viel frühere und intensivere Fühlung mit ihren demokratischen und sozialistischen Kirchenmitgliedern, die je in ihrer Partei etwas zu sagen haben, nehmen sollen. Die Reminiszenz an frühere Versuche der äußersten Rechten (von D. Mumm bis Everling), die Interessen der evangelischen Kirchen mit denen der Deutschnationalen Partei zu verknüpfen, war noch nicht geschwunden. Die kirchlichen Behörden und Synoden hätten ihre tatsachlich vorhandene und grundsätzliche Überparteilichkeit noch viel früher und deutlicher dem Allgemeinbewußtsein gegenüber dokumentieren sollen. Das in den Linksparteien weithin bestehende Vorurteil, daß man es in den evangelischen Kirchen nur mit einer reaktionären, monarchistischen Masse zu tun hätte, muß mit viel Klugheit und verstehender Liebe bekämpft und ausgerottet werden.— 5. Das Zentrum hätte, wie ich schon oben angedeutet habe, einen einseitigen Sieg in der Konkordatssache nicht wünschen, sondern von vornherein auf Parallelität der Vertragsschließung drängen sollen. Denn eine Schädigung der evangelischen Kirche kommt letztlich auch auf einen Schaden der katholischen Kirche hinaus. Man muß ihm zugute halten, daß es einerseits nicht in die evangelisch-kirchlichen Verhältnisse sich einmischen wollte und daß es törichter Weise der Meinung war (infolge der verschiedenen Synodalerklärungen gegen ein Konkordat im Laufe der letzten zehn Jahre), daß die offiziellen Organe der evangelischen Kirchen das Rückgrat der Gegnerschaft gegen das Konkordat seien. — 6. Maßgebend war schließlich auch die Haltung eines großen Teils des kirchlichen und politischen Liberalismus, der die Abschließung von Kirchenverträgen in jeglicher Richtung aus grundsätzlich-juristischen und liberal-ethischen Gründen bekämpfen zu müssen glaubte. Das ist ja auch in der ablehnenden Abstimmung der Deutschen Volkspartei wenigstens gegen den katholischen Kirchenvertrag zum Ausdruck gekommen. So konnte die Staatsregierung ihre schwankende Haltung gegenüber der Forderung evangelischer Kirchenverträge lange damit begründen, daß weite Teile der Evangelischen sie grundsätzlich nicht wollte. Die Erklärung des Fraktionsführers der Deutschen Volkspartei, daß alles, was sich noch liberal nenne, gegen den Staatsvertrag mit der Kurie eintreten müsse, hat Recht, wenn man an einen Kulturkampfliberalismus denkt, der über das staatskirchenhoheitliche Denken noch nicht hinausgekommen ist. Es gibt aber auch noch einen anderen, meines Erachtens echteren Liberalismus, der die Eigenständigkeit der kirchlichen Politeia neben der staatlichen statuiert und durch Grenzverträge gesichert wissen will.

Im katholischen Lager empfindet man es doch, daß das Konkordat sehr wohl hätte durchfallen können. Die Katholiken der

Deutschnationalen Partei kamen in große Schwierigkeiten wegen des Fraktionszwanges, der die Abstimmung gegen das Konkordat verlangte. Aus dem Katholikenausschuß dieser Partei sind sowohl der Vorsitzende (Freiherr von Landsberg-Steinfurth) als eine Anzahl prominenter Mitglieder (Wallraf, Professor Ziesche, von Schönberg, Professor Max Buchner u. A.) ausgetreten.

In Germ. Nr. 317 beklagt Professor Dr. Schmidlin in Münster, daß nicht die Rückgabe der deutschen katholischen Missionen, die durch Weltkrieg und Versailler Frieden an ausländische Missionskongregationen übergegangen sind, vom Papst im Konkordat durch den Staat (!) erzwungen worden ist. Man kann nur sagen, daß das wahrhaftig nicht die Aufgabe des Konkordates war und ist, sondern daß die alten Missionsgesellschaften innerhalb der katholischen Missionsorganisation selbst ihre Rechte, falls solche vorhanden sind, werden durchfechten müssen. Jede derartige Forderung des Staates hätte Konzessionen erfordert, die eben im Preußischen Staatsvertrag (z. B. auch im Vergleich zum eben zum Abschluß gebrachten Rumänischen Konkordat, 25. 5. 29) glücklich auf ein Minimum reduziert worden sind.

Marburg Heinrich Hermelink

Wöchentliche Chronik

Der in Kopenhagen tagende zweite lutherische Weltkonvent hat von dem in Boston versammelten reformierten Weltbund folgendes Telegramm erhalten: „Die Söhne Calvins beglückwünschen die Söhne Luthers zu ihren Sammlungsbestrebungen. Wir senden brüderliche Grüße in der Überzeugung, daß die Stärkung des einen Teils zugleich eine Stärke des Protestantismus als Ganzes bedeuten möge."

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß hat eine Eingabe an den Reichsminister des Innern gegen eine etwaige Gestattung von Glücksspielen in Badeorten des besetzten Gebietes gerichtet. Er hat Pastor von Bodelschwingh in Bielefeld in aller Form ersucht, seine Arbeiten an den Fremdenlegionären fortzusetzen. Zum zweiten stellvertretenden Vorsitzenden wurde Präsident Seetzen in Dresden gewählt.

Die vom 22.—25. Juni versammelte preußische Generalsynode hat gegen acht Stimmen (bei zwei Enthaltungen) an den preußischen Staat die Forderung gerichtet, aus Gründen der Parität gleichzeitig mit dem Vertrag mit der Kurie einen Vertrag mit der evangelischen Kirche im Landtage zu verabschieden des Inhalts: 1. Paritätische Sicherung der Religionsübung, des kirchlichen Besitzes und anderer kirchlicher Rechte; 2. den Grundsätzen der Reichsverfassung entsprechende Sicherung der Selbständigkeit der Kirchen, insbesondere Befreiung von den starken Bindungen gegenüber dem Staat; 3. Sicherung der Dotationen für die allgemeine kirchliche Verwaltung; 4. Festlegung der bisherigen gutachtlichen Anhörung des Oberkirchenrats vor Besetzung theologischer Lehrstühle. Die Forderung des Oberkirchenrats, die abgebrochenen Verhandlungen mit der evangelischen Kirche unverzüglich wieder aufzunehmen, ist vom Staatsministerium abgelehnt worden, dagegen zugesagt worden, nach Verabschiedung des Vertrags mit der Kurie mit dem Oberkirchenrat in Verhandlung zu treten. Das Konkordat (s. v. Nr.) wurde am 9. mit 243 gegen 172 Stimmen vom Landtag angenommen, darnach ein Antrag der DDP. der unverzügliche Verhandlung mit den evangelischen Kirchen fordert, mit 231 gegen 60 Stimmen bei 109 Enthaltungen (der Sozialdemokraten; 1 Sozialdemokrat stimmte für, 8 gegen den Antrag; Die preußische Regierung hat inzwischen die Verhandlung mit dem preußischen Oberkirchenrat aufgenommen.

In Düsseldorf soll ein evangelisches Predigerseminar errichtet werden.

Die sächsische Landessynode hat Eingaben gegen Pfarrer Busch aus Anloß seines Lukasevangeliums mit folgender Entschließung für erledigt erklärt: „Die Synode versteht die große Beunruhigung, die durch das Buch des Pfarrers Dr. Busch über das Lukasevangelium in weiten Kreisen entstanden ist. Sie hält es darum für ihre Pflicht, öffentlich zu bezeugen, daß die schrift- und bekenntnismäßige Lehre und Verkündigung kirchliche Notwendigkeit ist und bleiben muß, und ihr Vertrauen auszusprechen, daß Landesbischof und Landeskonsistorium auch weiterhin mit allem Ernst über der lauteren Verkündigung des Evangeliums wachen werden." Der Verband des freien Protestantismus in Sachsen (Freie volkskirchliche Vereinigung, Bund für Gegenwartchristentum, Reichsbund für Religionsunterricht und religiöse Erziehung, Protestantenverein) hat dawider nachdrücklich Verwahrung eingelegt. (Sein Beschluß im Protestantenblatt Nr. 27.)

Durch Urteil des Reichsgerichts wurde der Braunschweigige Staat verurteilt, das Gehalt des Domorganisten weiter zu zahlen.

Pfarrer Eckert in Mannheim ist wegen Verächtlichmachung der Kirche in einem Flugblatt vom Disziplinargericht mit einer Verwarnung bestraft worden. Auf diese geringste Strafe wurde erkannt, weil er aus persönlicher Überzeugung gehandelt habe.

Das Eisenacher Kartell akademisch theologischer Vereine und das Leipziger Kartell theologischer Studentenvereine haben sich zum Schmalkaldener Kartell theologischer Verbindungen an deutschen Hochschulen geeinigt.

In dem Vorstand der kürzlich gegründeten Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Alkoholgegner befinden sich sieben sozialistische Reichstagsabgeordnete; die Führung liegt in den Händen des Reichsministers Severing.

Bethel bei Bielefeld umfaßt nach dem neuesten Bericht 316 Häuser mit 2488 Epileptischen, 797 Geistes- und Nervenkranken, 3975 Arbeitslosen und Wandernden, 1150 sonstigen erziehungsbedürftigen Jugendlichen und Erwachsenen, 5649 körperlich Kranken, Alten und Krüppeln, zusammen 14 059 Pfleglingen. — Alle sächsischen Anstalten der Inneren Mission ergeben eine Stadt mit 216 Häusern und 15 000 Einwohnern.

Der Erzbischof von Freiburg warnt vor der Wochenschrift des Vitus Heller „Das neue Volk" (Würzburg, Organ der Christlichsozialen Partei), weil es „eine sektiererische Spaltung innerhalb der katholischen Einheit befördere" und verbietet seinen Geistlichen die Mitarbeit. FZ 463

Hauptmann Köhl wurde Flugdirektor der katholischen Missionsgesellschaft Miva (Franziskanermission in Afrika). FZ 516

Die Ostasienmission steht mit ihren Einnahmen unter den 26 deutschen Missionsgesellschaften an zehnter Stelle.

Das reformierte Konsistorium im Elsaß hat mit dem Direktorium Augsburger Konfession eine Vereinbarung über Bedienung kleiner Gemeinden durch je einen Pfarrer der beiden Kirchen getroffen, ohne daß eine Union erstrebt würde.

Folgende neun Orden sind in Frankreich wieder zugelassen: Schwestern vom Kinde Jesu von Puys (ein Institut, 35 Mitglieder, 50 Novizen), Weiße Väter (27, 159, 500), Maristen (6, 170, 900), Missionare von Piepus (6, 170, 400), Brüder der Christlichen Schulen (117, 300, 1800), Schwestern von Notre dame des apotres (6, 80, 500), Missionsfranziskaner (12, 180, 400), Afrikanische Missionen von Lyon (12, 71, 500), Missionare der Levante (20, 200, 400). SchZ 14

Das französische Gesetz zur Beschaffung billiger Wohnungen gewährt Familienvätern, die ein Häuschen bauen wollen, ein Geschenk von 5000 Franken bei 3, 7500 bei 4, 10 000 bei 5, 12 500 bei 6, 15 000 bei 7 Kindern. Der Rest des zum Bau nötigen Geldes wird aus einer Zentralkasse von 2 ½ bis 2 ¾ % geliehen, rückzahlbar je nach Wunsch in 5 bis 25 Jahren. Die Kosten des Baues für ein Haus mit 3 Zimmern und Küche betragen 32 500 Franken.

Das englische Parlament hat den Gesetzentwurf über die Wiedervereinigung der drei methodistischen Kirchen angenommen.

Bei den letzten Wahlen zum englischen Parlament wurden 37 Methodisten als Abgeordnete gewählt; 25 gehören zur Arbeiterpartei, 10 sind liberal, 1 ist konservativ, 1 gehört keiner Parteigruppe an. Der neue Minister des Auswärtigen Artur Henderson ist methodistischer Lokalprediger.

Führende dänische Kirchenmänner haben einen Aufruf erlassen, in dem vollständige Abrüstung gefordert und festgestellt wird, daß Christen mit dem Krieg nichts zu tun haben können.

Nach der mündlichen Reifeprüfung der Deutschen Schule in Helsingfors wurde in der Deutschen Kirche eine Abiturientenpredigt gehalten, zu der die Abiturienten mit ihren Angehörigen erschienen.

Das gegenwärtige polnische Regierungskabinett besteht zu 30 % aus protestantischen Ministern. Nichtkatholiken sind: Ministerpräsident Switalski, Kultusminister Czerwinski, Innenminister Skadkowski, Eisenbahnminister Kühn und Postminister Boerner; auch der Kriegsminister Pilsudski ist am Ausgang des vorigen Jahrhunderts zum lutherischen Glauben übergetreten. PosEvKBl 9

Übertritte zur Evangelischen Kirche in Böhmen, Mähren und Schlesien 1928: 1673, 253 mehr als im vorigen Jahr, höchste Zahl seit 1922, davon 1646 unmittelbar aus der römischen Kirche, 150 auf dem Umwege der Konfessionslosigkeit. Ausgetreten 769, 84 weniger als im vorigen Jahre, davon 316 zur römischen Kirche, 363 konfessionslos, 90 zu anderen Kirchen, darunter 60 zur Tschechischen brüderischen Kirche.

In Rom wurde ein tschechisch-slowakisches Priesterseminar gegründet, dem heiligen Nepomuk geweiht.

Die Konferenz der Deutschen Evangelischen Pfarrer in Italien hat beschlossen, die in den Ausführungsbestimmungen des Friedensvertrags zwischen Staat und Kurie vorgesehene staatliche Anerkennung nicht nachzusuchen.

Der methodistische Prediger Johann Loebel in Miskolc, Ungarn, wurde vor Gericht gezogen, weil er behauptet hatte, daß Maria, die Mutter Jesu, noch andere Kinder gehabt habe, aber nach seiner Beweisführung aus dem Neuen Testament freigesprochen. Ev vom 7. 7.

Vertreter der türkischen Presse haben eine Gesellschaft gegründet, die sich den Kampf gegen die christlichen Missionare zum Ziel setzt.

Der englische Botschafter Howard in Washington hat sich geweigert, Erlaubnisscheine für den Transport von Alkohol vom Staatsdepartement zu beantragen; infolgedessen können die britischen Diplomaten künftig keinen Alkohol mehr beziehen. Die nichtenglischen Diplomaten haben bekannt gegeben, daß sie sich dem Vorgehen Howards nicht anschließen. VZ 136

Das Hauptverlagshaus der methodistischen Kirche in New York, Cincinnati und Chicago hat im letzten Geschäftsjahr einen Umsatz von etwa 20 Millionen Mark. Die Zeitschriften haben eine Auflagehöhe von 411 Millionen; an gebundenen Büchern verließen 9 129 758 das Verlagshaus, an ungebundenen Büchern und Zeitschriften mehr als 127 Millionen. Meth 22

Die Zahl der Negerkirchen in den Vereinigten Staaten ist von 39 592 mit 4 602 805 Mitgliedern in 1916 auf 42 585 mit 5 203 487 Mitgliedern gestiegen.

Der Deutsche Botschafter in Washington v. Prittwitz und Gaffron wurde von der methodistischen Universität Syracuse zum Ehrendoktor ernannt.

Zwischen dem mexikanischen Präsidenten und dem Erzbischof Ruiz Flores ist ein Vertrag unterzeichnet worden, der die Grundlage für eine spätere endgültige Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in Mexiko abgeben soll. Die Registrierung der katholischen Geistlichen wird von der Kirche anerkannt, aber von ihr selber vorgenommen; der Religionsunterricht in den staatlichen Volksschulen unterbleibt, die Kirche erhält aber die Erlaubnis, in ihren Gebäuden religiösen Unterricht zu erteilen; die Kirche erhält das Recht, durch Petitionen an den mexikanischen Kongreß eine Änderung der bestehenden Kirchengesetze auf gesetzgeberischem Wege anzustreben. Als Zeichen des Kirchenfriedens wurde das Interdikt über sämtliche Kirchen und Kapellen Mexikos aufgehoben.

In China bestehen 16 höhere christliche Schulen, die akademische Grade verleihen und von 12 000 Studenten besucht werden; 67 % sind Christen. Die Zahl der Graduierten beträgt 4000, von denen 57 % bereits kirchliche Posten im geistlichen Amt und in den Schulen bekleiden.

Missionar Schramm ist entgegen unsrer Meldung in Nr. 5 Sp. 247, ebenso wie seine Familie, ohne Zahlung eines Lösegelds freigegeben worden. Auch die Regierung hat keinerlei Zahlung an die kommunistischen Entführer gelangen lassen. So laut freundlicher Mitteilung von Herrn Missionar Zehmel via Canton, der selbst die Verhandlungen wegen der 10 000 $ geführt hat.

Der neue Mikado lebt abstinent; die Palastwache von 300 Köpfen, sowie alle Palastdiener müssen abstinent leben; alle Festlichkeiten bei der Krönung wurden trocken gefeiert.

Von Personen. Angenommen: Halle von Professor D. Gerhard Heinzelmann in Basel. Promoviert: Professor Hermann Dörries in Halle (Göttingen) zum D. von Marburg. Ernannt: Pfarrer Karl Altorffer in Weißenburg zum Kultusdirektor in Straßburg. Gestorben: Pfarrer Philemon Vincent in Paris, einer der bekanntesten Sozialpfarrer; Professor der Philosophie Julius Goldstein in Darmstadt; GR. Professor Dr. Hans Delbrück in Berlin. E St

Verschiedenes

Zum Bubikopf. Vgl. Nr. 12 Sp. 608

Mit dem Bubikopf im Damenstift vom Kloster Berge bei Magdeburg ist es leider nichts. Herr Staatsarchivrat Dr. Bauermann in Magdeburg schreibt uns freundlichst u. A.:

„Kloster Berge vor Magdeburg ist nie eine weibliche Erziehungsanstalt oder dergleichen gewesen. Vielmehr hat dies alte Benediktinerkloster seit der Reformation als evangelisches Gymnasium mit Internat gedient, mit einem Abt an der Spitze. ... Sofern an der Mitteilung irgend etwas Richtiges ist, liegt offensichtlich nur ein traditionsmäßiger Anschluß an den Brauch des Haareabschneidens vor, der bis auf den heutigen Tag mit dem Eintritt in einen weiblichen Orden verbunden ist." —

Zur Frage der Mode überhaupt ist eine andere Zuschrift von Interesse. Sie führt uns unter die Kanzel des großen Pietisten Philipp Jakob Spener:

In seinen Theologischen Bedenken und anderen brieflichen Antworten, Verlag Buchhandlung des Waisenhauses Halle a. S. 1700 bis 1702, Bd. 2 S. 476—478, bejaht Spener 1696 die Frage, ob Perücken „ein freies Mittelding" seien. Freilich könne „mit Perücken auch sündliche Pracht getrieben werden, wie mit allen andern Stücken, die zu des Menschen Kleidung und Habit gehören". Aus 1. Korinther 11, 14—15 folge jedenfalls nichts Weiteres, „als daß die Natur beiderlei Geschlechter anzeige, daß jegliches Geschlecht in seiner Ordnung, dazu Gott es geschaffen hat, bleiben und demselben sich gern bequemen solle. Dahingegen wo Mannspersonen auf weibische Art ihr Haar lang wachsen lassen und darin prangen wollen, solches den Schein giebet, daß sie sich des Vorzugs aus der Natur wider göttliche Ordnung begeben wollten. Hingegen welches Weib die Haar verschneidet und die Zierde ihrer Natur ableget, einem Manne gleich zu werden, schämet sich göttlicher Ordnung, als die mit ihrem Geschlecht nicht zufrieden ist." Im übrigen: „Was uns gesund oder nicht sei, solle vornehmlich von den Medicis verstanden werden." — 1697 (ebenda 479—481) äußert Spener sich noch einmal zur Frage der „höfischen" Perücke und des Zopfes und bemerkt in Bezug auf schon einigermaßen eingebürgerte Sitten: „Wie denn insgemein die Einführung neuer Moden sündlich ist, hingegen aber, wo dieselbe nunmehr ganz allgemein, denjenigen etzlichen, welche nunmehr also allein bei der ältisten der Großväter-tracht bleiben wollten und also (mit so großem Unterschied von allen Andern ihrer Zeit — ohne dessen sonderbarste und wichtigste Ursachen — aufgezogen) Andern zu Schauspiel einhergingen, dasselbig mehr zum Eigensinn als Tugend auch von verständigen Christen angerechnet werden würde." Seine Bemerkung vom Vorjahre zu 1. Kor. 11 einschränkend, heißt es jetzt: „Sind denn nun in solchen Stücken die Sitten der Menschen und Völker unterschieden, ja wohl einander entgegen (wie denn allerdings einige die lange Haare auch für männliche Zierden gehalten haben, denen zwar die meisten sich nicht bequemet), so bleibet die Regel des Apostels an sich einerlei, aber dero Anwendung richtet sich nach Zeit und Ort, daß nicht einerlei Schluß folget." — Bekanntlich hat Spener viele der damaligen Christen, „die gern auf alles genau Acht gaben", in ihren „Skrupeln" betreffend Mode und Sitte beraten müssen. Wenn er dabei auch durchaus die wirtschaftlichen Gesichtspunkte mit berücksichtigte, z. B. 1691 von wegen des Tabakrauchens (ebenda 1. S. 680 f.), so folgte er im Ganzen streng dem Grundsatze, daß „insgemein die Moralität einer Handlung meistens an dem Gemüt des Menschen, der sie tut, banget und das Äußerliche darnach geurteilt wird" (2. 479). Daran darf man sich auch heute noch immer einmal wieder erinnern. Theodor Pauls

Kleine Mitteilungen

Eine Allgemeine Christliche Studentenversammlung, die 38., von der DCSV veranstaltet, findet vom 1.—5. August auf der Leuchtenburg bei Jena statt. Leitgedanke Joh. 14, 6. Redner: Köberle-Leipzig, Weber-Freiburg, Fezer-Tübingen, v. Thadden-Wahnerow. Teilnehmer melden sich bei der DCSV Berlin NW. 87, Flensburger Straße 9.

Das **Leyden International Bureau** lädt zu einer Sommerkonferenz nach dem Habertshof bei Schlüchtern auf 7.—12. August. Unter den Rednern Mennicke und Hauer. Anmeldung: The L. J. B., Brigittenstraat 16, Utrecht Holland. **The Leyden International Bureau desires to unite all groups of young people who, while granting freedom of conscience to others, seek to worship God, without creed or dogma. It believes that the Christian message can and must be applied to the social and international problems of to-day, and to this end gladly coöperates with other movements who have a kindred aim.**

Zu einem öffentlichen Lehrgang für evangelische Jugendführung lädt der Bund Deutscher Jugendvereine auf 23.—25. Oktober nach Halle ein. Leitung: Pfarrer Lic. Schafft-Kassel. Redner: Klaer, Stählin, Wendland, de Haas, Ruthild Manz, Schafft. Teilnahme 8 M. Meldungen usw. an die Bundeskanzlei des BDJ Göttingen, Postfach 204.

Der fällige Artikel zum Marburger Religionsgespräch folgt in nächster Nummer. R

Zu dem Artikel „Ökumenische Arbeitsgemeinschaft": Die während der Tagung gehaltenen Vorträge werden in der Vierteljahrsschrift „Religiöse Besinnung" (Stuttgart, Frommann) erscheinen.

Versammlungskalender

25. Juli — 4. August Weltverband der pädagogischen Vereinigungen Genf
1.—5. August Allgemeine Christliche Studentenversammlung (DCSV) Leuchtenburg
2.— 9. August Internationaler Versöhnungsbund Lyon
7.—12. August Leyden International Bureau Habertshof
8.—21. August Weltkonferenz für Erneuerung der Erziehung Helsingör
13.—23. August Sozialer Lehrgang für Pastoren Johannesstift Spandau
23.—25. August Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Kassel
22.—29. August Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte Lund
2.— 9. September Fortsetzungsausschuß Stockholm Eisenach
9.—12. September Deutscher Pfarrertag Bonn
12.—14. September Marburger Religionsgespräch Marburg
12.—17. September Evangelisch-kirchliche Einheit (Kambaud) Bergerac
15.—20. September Gustav Adolf-Verein Breslau
18.—23. September Deutscher Evangelischer Frauenbund Marburg
25.—28. September Deutsche Philologen und Schulmänner Salzburg
1.— 3. Oktober Bund für Gegenwartchristentum Eisenach
4.— 6. Oktober Evangelischer Bund Koblenz
7. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel
7.—10. Oktober Reformierter Bund Theologische Woche Elberfeld
23.—25. Oktober Lehrgang für Evangelische Jugendführung (BDJ) Halle

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Werke von Rudolf Otto

Naturalistische und religiöse Weltansicht

(Lebensfragen 2) 3. photomechanisch gedruckte Auflage 1929.
M. 7.—, in Gzlwd geb. M. 9.—

Einleitend behandelt *Otto* das Wesen der Frömmigkeit . . Sodann läßt er den Naturalismus in seinen Vertretern *Leucippos* bis *Haeckel* aufmarschieren. Dieses umfangreiche Kapitel gibt eine vortreffliche Übersicht über, und kritische Einführung in das Naturerkennen der Gegenwart mit seinem vergeblichen Bemühen um eine geschlossene Weltansicht. Es bleiben immer verschiedene X, und die vermag nur die religiöse Weltansicht zu lösen. *(Deutsches Lehrerblatt 1919 Nr. 11)*

*

Siddhānta des Rāmānuja

Ein Text zur indischen Gottesmystik. Aus dem Sanskrit.
2. Auflage 1923 *M. 3.50*

Wie schon früher, so können wir auch jetzt nicht unterlassen, alle, die sich für die religiöse Metaphysik der Hindus interessieren, nachdrücklich auf das Werk hinzuweisen, denn es gewährt einen klaren und vollständigen Einblick in die Spekulationen des vishnuitischen Theologen *Rāmānuja*. . Die Wiedergabe des indischen Originals verdient alles Lob; die übersichtliche Anordnung trägt sehr zur Erleichterung des Verständnisses bei. *(Theol Literaturzeitung 1923. Nr. 25/26)*

*

Kantisch-Fries'sche Religionsphilosophie

und ihre Anwendung auf die Theologie. Zur Einleitung in die Glaubenslehre für Studenten der Theologie. Unveränderter Abdruck 1921 *M. 2.70, geb. M. 3.50*

Ein solches Buch kann dem Kreise, für den es bestimmt ist, nicht gelegen genug kommen, seitdem die theologische Systematik mit Recht ihre religionsphilosophischen Grundlagen immer mehr ausgebaut hat und noch weiter ausbaut. Daß das Buch daneben so angelegt ist, daß es dem Leser als Leitfaden zur nebenhergehenden Lektüre von Kants Kritik der reinen Vernunft dienen kann, schafft ihm vielleicht auch Leser über den Kreis der Studenten der systematischen Theologie hinaus. *(Berliner National-Zeitung. 8. VII. 1921)*

*

Dīpikā des Nivāsa

Eine indische Heilslehre. Aus dem Sanskrit. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge 80). 1916
M. 1.80, in der Subskription M. 1.50

Dem Theologen *Otto* werden wir doppelt dankbar anerkennen, daß er in ein fremdes Arbeitsgebiet sich so gründlich eingearbeitet hat, daß er eine philologisch im ganzen so vortreffliche und philosophisch so durchdachte Übersetzung vorlegen konnte. Wir hoffen im Interesse der Indologie auf seine weitere Mitarbeit auf dem Gebiete der indischen Religions- und Philosophie-Forschung. *(Ostasiatische Zeitschrift V / H. 1—4)*

*

Aufsätze in „Logos"

Internationale Zeitschrift für Philosophie und Kultur, unter Mitwirkung von Fachgelehrten herausgegeben von Richard Kroner.

Östliche und westliche Mystik. 1924/25 (Band 13, Heft 1). *Einzelpreis des Heftes M. 5.—.* / Moderner Vedānta (R. Otto und Subrahmanya Iyer: Einleitung — Śankaras Philosophie — Śuka's Verdruß und höchster Gang) 1928 (Band 17, Heft 3). *Einzelpreis des Heftes M. 5.—* / Bewußtseins-Phänomenologie des personalen Vedānta. 1929 (Band 18, Heft 2). *Einzelpreis des Heftes M. 5.—*

Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
Tübingen

„Unter den Vertretern der modernen Theologie gibt es wohl keinen, der religionsgeschichtliche Kenntnis, religionspsychologische Feinfühligkeit und theologische Systematik in gleicher Weise verbindet wie Rudolf Otto.
Friedrich Heiler

In zweiter ergänzter Auflage
erschien soeben

RUDOLF OTTO
WEST-ÖSTLICHE MYSTIK

VERGLEICH UND UNTERSCHEIDUNG ZUR WESENSDEUTUNG

(Bücherei der Christlichen Welt)

Geheftet neun Mark, Ganzleinen zwölf Mark

„Der Inhalt des reichen Buches zeigt, wie tief der längst durch seine indologisch-religionswissenschaftlichen Arbeiten wohlbekannte Verfasser ins Indische eingedrungen ist und welche Anregungen er dem Indologen zu geben vermag."
O. Strauß in der „Deutschen Literaturzeitung"

„Jede Zeile des Buches legt Zeugnis davon ab, daß hier nicht ein Mann spricht, der auf Grund von trockener Buchgelehrsamkeit ein Bild von mystischen Systemen entwirft, die ihm innerlich fremd sind, sondern ein Denker von tiefer Religiosität, der sich auf Grund eindringenden Quellenstudiums und feinsinnigen Verständnisses in das Seelenleben einer früheren Zeit und eines fremden Volkes einzufühlen weiß und die seltene Gabe besitzt, es anderen durch seine Darstellung nahezubringen." *H. v. Glasenapp in der „Theol. Lit.-Ztg."*

„Eine ebenso tiefgründige wie feinsinnige Untersuchung des Gegenstandes. Die Lektüre von Ottos Buch gewährt dem Leser den eigenartigen Genuß, daß es ihn alle Wonnen mystischen Erlebens gleichsam durchkosten, ihn dabei aber nirgends in das Schwelgen in Gefühlen versinken läßt, sondern mit stets wacher scharfsinniger Analyse alles einer eindringenden Beurteilung unterwirft." *Kantstudien*

„Auch wer eine heimliche Tragik in aller Mystik bangend ahnt, müßte zu diesem Buche greifen, in dem die kühnsten Kurven mystischen Erlebens mit einer erregten inneren Anteilnahme und doch mit beherzter Sachlichkeit nachgezeichnet werden." *Neue Zürcher Zeitung*

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

ORIENT UND OCCIDENT

BLÄTTER FÜR THEOLOGIE / ETHIK UND SOZIOLOGIE / Zwanglose Folge

In Verbindung mit Nicolai Berdjajew herausgegeben von Fritz Lieb und Paul Schütz

Jährlich 2 Hefte zu je RM 5.—

Das Ost-West-Problem erhebt sich heute aus seiner Bindung an die geographische Lage oder an eine spezielle Religion zu der Frage der Zeit, die mit ihrem Spruch und Widerspruch bei uns in unseren eigenen Grenzen den Entscheidungskampf zu bestehen haben wird. An der Lösung dieses Problems mitzuarbeiten unter kritischer Besinnung auf die eigene Aufgabe und unter zentralem Hinweis auf die Verantwortung von Kirche und Theologie, ist der Wille dieser Blätter. Dies sind ihre drei Themen: I. Das Ost-West-Problem in seiner Spannung zwischen dem Christentum und dem Anspruch der nichtchristlichen Welt und Menschheit. II. Das Ost-West-Problem in seiner innerchristlichen Gestalt und seiner ökumenischen Bedeutung. III. Das Ost-West-Problem als die Frage nach der eigenen Entscheidung in Theologie, Ethik und Soziologie

Aus dem Kreis der Mitarbeiter:

Prof. N. v. Arseniew-Königsberg / Prof. E. Brunner-Zürich / Prof. S. Bulgakow-Paris / Prof. H. Ehrenberg-Bochum / Prof. W. Elert-Erlangen / Prof. G. Florowskij-Paris / Prof. S. Frank-Rehbrücke / Prof. E. Gaugler-Bern / Prof. N. Glubokowskij-Sofia / Prof. F. Haase-Breslau / Pfarrer D. L. Heitmann-Hamburg / Prof. J. L. Hromadka-Prag / Prof. W. Iljin-Paris / D.Dr. A. Keller-Genf / Dr. ing. K. Klinghardt-Frankfurt a. M. / Dr. G. Kullmann-Dresden / Nicolai Losskij-Prag / Prof. A. v. Martin-München / Dr. E. Michel-Frankfurt a. M. / Dr. A. Paquet-Frankfurt a. M. / Prof. E. Rosenstock-Breslau / V. V. Rudnev-Paris / Prof. L. Schestow-Paris / Dr. J. Schmidhauser-Heremance / Prof. P. Tillich-Frankfurt a. M. / Prof. D. Tschižewsky-Prag / Prof. B. Unruh-Karlsruhe / Dr. Visser't Hooft-Genf / Prof. S. Zankow-Sofia

Das soeben ausgehende erste Heft erscheint als

RUSSLAND-HEFT: Orthodoxie und Protestantismus

INHALT: Fritz Lieb, Orthodoxie und Protestantismus. — Nicolai Berdjajew, Die Krisis des Protestantismus und die russische Orthodoxie. Eine Auseinandersetzung mit der dialektischen Theologie. — Otto Fricke, Das Schriftprinzip im Protestantismus. — Boris Wyscheslawcew, „Tragische Theodicee", übersetzt von B. Unruh. — Iwan Lagowskij, Da, wo man mit Gott kämpft. (Jenseits der Kirche.) — Alexander Puschkin, Nachahmungen des Koran. Deutsch von Henry von Heiseler. — Paul Schütz, Von Mossul nach Bagdad. — Chronik (u. a.: F. Lieb, Die russische Kirche seit 1927). — Literatur

Ausführlicher Prospekt P. 873 steht kostenfrei zur Verfügung

JHC

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG LEIPZIG C1

JOHANNES MÜLLER

Die Bergpredigt

Verdeutscht und vergegenwärtigt

36.—38. Tausend

VIII, 346 Seiten 8°. Geh. M 4.–, Gebunden M 5.–, Ganzleinen M 6.–

Die wiederum nötig gewordene neue Auflage des Hauptwerkes von Johannes Müller, das seit mehr als 30 Jahren vielen, vielen Herzen den Geist der Bergpredigt erschlossen hat, beweist die unerschöpfliche Anregungskraft des religiösen Urerlebnisses Johannes Müllers

Die Liebe

2. Auflage

98 Seiten 8°. Geh. M 2.–, Ganzleinen M 3.60

„Der Glaube an das Gute und Große ist gestorben und will nicht wieder auferstehen. Das ist das tiefe Leid, an dem wir in unserem Vaterlande kranken... Es gibt nur eine Arznei für solche Krankheit: Die Liebe... So hat Johannes Müller das rechte Buch für unsere Zeit geschrieben und ihm den rechten durch seine Einfachheit lockenden Titel gegeben."

Arthur Brausewetter in der Weser-Zeitung

Das Buch war längere Zeit vergriffen und wurde immer wieder verlangt. Die Neuauflage wird daher begrüßt werden. Das Büchlein eignet sich ganz besonders auch für Geschenkzwecke.

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG MÜNCHEN

LUTHERS WERKE

In Auswahl

Unter Mitwirkung von Albert Leitzmann
herausgegeben von Otto Clemen

4 Bände. Oktav. 1912—1913. Geb. je M. 8.—, zusammen M. 30.—

Diese Ausgabe, die in erster Linie für Studenten bestimmt ist, lehnt sich an die große Weimarer Ausgabe an. Sie enthält die wichtigsten Schriften in diplomatischer treuer Wiedergabe vom Jahr 1524 an: u. a. die deutsche Messe, das Taufbüchlein, ob Kriegsleute in seligem Stand sein können, den großen Katechismus, das Treubüchlein, daß man Kinder zur Schule halten solle, Sendbrief vom Dolmetschen, Fabeln aus Äsop, Schmalkaldische Artikel. Die Auswahl ist so getroffen, daß Luther in seiner ganzen Persönlichkeit und in seinem vielseitigen Wirken zur Geltung kommt: als Reformator und Begründer einer neuen Kultur, als Erbauungsschriftsteller, Bibelübersetzer und -erklärer, Polemiker, Satiriker und Dichter.

Als **Ergänzung** der Luther-Ausgabe, herausgegeben von Otto Clemen, befinden sich in Vorbereitung folgende 4 Bände:

1. Der junge Luther / 2. Luthers Briefe
3. Luthers Predigten / 4. Luthers Tischreden

Wir liefern unter Bezugnahme auf diese Anzeige ausführliche Verzeichnisse über unsere theologischen Werke gern kostenlos.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10, Genthiner Str. 38

Johannes Biehle

Die Tagung für Orgelbau

vom 27.—29. September 1928

im Institut für Raumakustik, Kirchenbau, Glockenwesen und Kirchenmusik an der technischen Hochschule Berlin

Herausgegeben vom Verbande der Orgelbaumeister Deutschlands
Mit 18 Bildern auf Kunstdruckpapier, kartoniert M. 5.50. in Leinen gebunden M. 7.—

Behandelt die Grundfragen der Orgelbaubewegung. — Inhalt: Das Problem der Pfeifenlade und der Traktur — Die Sammlung für Orgelbau — Die Orgel als Problem der angewandten Akustik — Die klangliche und liturgische Eingliederung der Orgel in den Kirchenraum — Windbeschaffung und Windmessung — Ausblick im Orgelbauwesen — Die Gasparini-Lade / Der Bericht enthält außerdem: Tagesordnung — Aussprachen — Nachwort — Veröffentlichungen von Johannes Biehle

Ausführliche Prospekte über „Deutsche Orgelkunst, Buch und Musik", kostenlos.

IM BÄRENREITER-VERLAG ZU KASSEL

Hessischer Diakonieverein E. V.

Darmstadt, Freiligrathstraße 8

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evangelische junge Mädchen mit höherer Schulbildung oder entsprechender Vorbildung im Alter von 19—32 Jahren in der allgemeinen Krankenpflege und Krankenhausküche in den staatlich anerkannten Krankenpflegeschulen zu Hanau/Main und Nordhausen/Harz. Taschengeld und Stellung der Arbeitstracht während der Ausbildung. Möglichkeit der Anstellung nach dem Examen mit zeitgemäßer Besoldung und Versorgung für Alter und Arbeitsunfähigkeit. Jede nähere Auskunft gegen Erstattung des Portos durch den **Hessischen Diakonieverein.**

Bad Sooden / Werra

im herrlichen Werratal, umg. von prächtigen Waldungen. Linie Göttingen-Bebra. **Solbad, gr. Inhalatorium.** Pension **Haus Schmidt,** seit 30 Jahren im Besitz von Geschw. Schmidt. **Bestempfohlenes Haus.**

In Vorbereitung befindliche Neuerscheinungen

Leopold Klotz Verlag, Gotha

Theodor Siegfried

Die Existenz und das Wort

Eine Auseinandersetzung mit Karl Barths Prolegomena zur christlichen Dogmatik

Preis ca. zehn Mark

Der Streit um Barth beherrscht heute das Interesse der Theologen weit über Deutschland hinaus. Eine Kritik dialektischer Theologie muß eine Würdigung ihrer Begrifflichkeit sein, eine solche gibt dieses Buch. Von allen Kritiken ist sie die eingehendste und gründlichste, denn sie tritt in ein Durchdenken der einzelnen Thesen Barths selber ein. Sie legt seine tiefsten Intentionen bloß und deckt die vielen Widersprüche und Unstimmigkeiten auf, die dem oberflächlichen Blick des Lesers verborgen bleiben.

*

Gottlob Siedel

Theologia Deutsch

Mit einer Einleitung „Über die Lehre von der Vergottung in der dominikanischen Mystik"

Preis ca. acht Mark

Diese neunzigste Ausgabe des bekannten mystischen Traktats, den Luther 1516 als Bruchstück und 1518 ganz veröffentlichte, setzt sich das Ziel, die bisher mißverstandene Schrift von der Scholastik her zu erklären und kommt so zu ganz neuen Ergebnissen. Sie weist auch die von Reuß gefundene Handschrift von 1497 als minderwertig zurück. Die Seele der dominikanischen Mystik, die Lehre von der Vergottung der Seele, wird nach der theoretischen wie praktischen Seite zum ersten Mal für protestantische Leser dargestellt. Die Modernisierung hält sich möglichst getreu an das Original.

*

Wilhelm Fliedner

Goethe und Christentum

Die Religion und Ethik Goethes und der Hauptvertreter des Christentums.

Preis ca. vier Mark

Jahrzehntelange Beschäftigung mit Goethe ließen den Versuch entstehen, Religion und Ethik Goethes für den Protestantismus fruchtbar zu machen. Er hilft mit an der großen Aufgabe, der drohenden Verengung und Erstarrung der evangelischen Kirche entgegenzuwirken. Während bisher bei dem so häufig behandelten Thema „Goethe und Christentum" der Fehler begangen wurde, dieses als eine bekannte, feststehende und einheitliche Größe zu behandeln, wird Goethe hier erstmalig den einzelnen Typen des Christentums gegenübergestellt.

Bund für Gegenwartchristentum

1.—3. Oktober in Eisenach („Erholung")

Dienstag, 1. Oktober Nachmittag 4 Uhr: **Ordentliche Mitgliederversammlung** der Freunde der Christlichen Welt.

Abends 8 Uhr: Vortrag von Witte: **„Der Säkularismus und das Christentum in Ostasien."**

Mittwoch, 2. Oktober Vormittag: **Morgenandacht.** Drei Vorträge über

„Wahrheit und Gewißheit"

D. Bultmann, D. Gogarten, Aé. Stunden und Reihenfolge noch vorbehalten.

Gemeinsames Mittagessen und Ausflug nach der Wartburg.

Donnerstag, 3. Oktober von Vormittag 9 Uhr bis zum Abend: Aussprache über die drei Vorträge.

Gemeinsames Mittagessen.

Wohnungsanmeldungen an den Eisenacher Verkehrsverein gegenüber dem Bahnhof (Gasthofsquartier, Fremdenheim oder Privatquartier, Bett ohne Frühstück 1,50—8 M.); dort auch Empfangsbureau (Tagungskarte 3, Mittagskarte 2 M.) bis zum Beginn der Versammlungen, dann in der „Erholung".

In der Evangelischen Gemeinde **Düren-Rhld.**, einer Diasporagemeinde von etwa 5500 Seelen mit 2 Pfarrstellen und vielseitiger Gemeindearbeit wird voraussichtlich zum **1. Oktober ds. Js.** eine Pfarrstelle durch anderweitige Berufung des bisherigen Inhabers frei. Mit der Stelle ist die Verpflichtung zur Erteilung des Religions-Unterrichtes an einer höheren Lehranstalt (Gymnasium oder Oberlyzeum) verbunden. Sehr schönes geräumiges Pfarrhaus mit Garten vorhanden. —

Bewerber wollen bis zum **20. August ds. Js.** beglaubigte Zeugnisabschriften, Lebenslauf und inneren Entwicklungsgang einreichen an den Kirchmeister Herrn Fabrikant Alfred Schoeller, Düren-Rheinland, Neue Jülicherstraße 73. Die Altersgrenze für Bewerber ist etwa 40 Jahre.

Die 3. Pfarrstelle an St. Thomas, Hamburg, ist zum 1. Oktober 1929 neu zu besetzen. Bewerbungen unter Beifügung eines Lebenslaufes und der Zeugnisse sind bis 15. August an den Kirchenvorstand zu Händen des 1. Vorsitzenden Herrn O. Ortlepp, Hamburg 27, Vierländerstraße Nr. 6 a, zu richten. Gerechnet wird auf Bewerber, die das 35. Lebensjahr nicht wesentlich überschritten haben. Das Gehalt richtet sich nach den Sätzen der Ev.-luth. Kirche im Hamburger Staate. (RM. 6100—11500.)

Der Kirchenvorstand zu St. Thomas, Hamburg.

Kommt herüber und helft uns!

In der Hauptstadt der grünen Steiermark, in **Graz**, brauchen wir an unserer Gemeinde der Heilandskirche dringend Hilfe für den Religions-Unterricht mit Beginn des neuen Schuljahres (1. September).

Dankbare Arbeit! Junge Theologen, die für diesen Dienst Freude haben, bitten wir sich zu melden bei Pfarrer Friedrich Ulrich, Graz I, Postfach 221. (Bei Bewerbungen erbitten wir Lebenslauf und Studiengang).

Evangelischer Diakonieverein E. V.

Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 8

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Wohlfahrts- und Pfarrgehilfinnenschule

des Hessischen Diakonievereins zu Darmstadt

Freiligrathstraße 8

Beginn des neuen Kurses mit staatlicher Anerkennung Oktober 1929. Voraussetzung Mindestalter 20 Jahre, höhere Schulbildung, berufliche Vorbildung (nach den ministeriellen Bestimmungen). Internat.

Abschluß: staatl. Examen. Nähere Auskunft gegen Erstattung des Portos durch die Schulleitung, Darmstadt, Freiligrathstraße 8.

Haus der Christlichen Welt

Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6

Schönste stille Lage unmittelbar am Walde. Behaglich eingerichtete Zimmer. Gute Verpflegung. Auf Wunsch vegetarische oder diätetische Küche. Geistige und gesellige Gemeinschaft ohne jeden Zwang. Für alle Freunde und Gesinnungsgenossen geeignetster Aufenthalt.

Anfragen an die Hausmutter Frau Blume. Fernsprecher 270.

An der unter unserem Patronat stehenden St. Paulikirche ist zum **1. September d. Js.** die

Stelle eines Geistlichen

zu besetzen. Die Besoldung erfolgt nach der in der Landeskirche bestehenden Regelung.

Bei der Besetzung der Stelle wird Wert auf Bewerber gelegt, die **aus innerer Überzeugung** auf dem Boden des heutigen Staats und seiner republikanischen Verfassung stehen.

Bewerbungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind bis zum 31. Juli ds. Js. an uns einzureichen.

Brandenburg (Havel), den 4. Juli 1929.

Der Magistrat.

Theologe,

möglichst nach 2. Prüfung, für die Presseabteilung gesucht. Antritt 1. September 1929. Meldungen an den **Evangelischen Pressever-band für Schlesien**, Schweidnitzer Stadtgr. 29, **Breslau.**

Ich **suche** zum 1. 9. (spätestens zum 1. 10.) für die Versorgung meines Hauses und Betreuung meiner 3 Kinder im Alter v. 7—10 Jahren **arbeitsfreudige und pflichtgetreue Persönlichkeit**, die sich mit Verständnis und Hingabe der Erziehung der Kinder widmen würde und der Leitung eines Arzthaushaltes gerecht zu werden wüßte. Angebote mit Zeugnisabschriften erbitte ich nach Butow, Kreis Saazig, Bez. Stettin.

Dr. **Harms, Eutin** (Holstein).

Christliche Welt

Jahrgg. 1896, 1902, 1903, 1908, 1909, 1910 vollst. u. geb.,
Jahrgg. 1920, 1925—27 vollst., ungebunden,
Jahrg. 1893 (ohne Nr. 7 u. 13) geb.
hat billig abzugeben

P. **Begrich**, Groß-Schierstedt bei Aschersleben.

„Mensch und Kreatur"

von Julie Schlosser

Preis —.60 Pfg.

Verlag Neu-Sonnefeld. Jugend Heppenheim (Bergstraße).

Rheinhöhenweg

Sommerhäuschen als **Wochenend- oder Ferienheim** mit Selbstverpfl. od. Pension zu verm. Fürs Haupthaus z. **2 Pensionären** (U III und U II, Auslanddtscher) dritter ges. Nachhilfe od. (u.) Besuch benachb. Ob.-Realsch. mit r.-gymn. Abt. Pf. **Krüger-Belthusen, Biebernheim** bei St. Goar.

Die Prosaschule

von Dr. Broder Christiansen

(Leinenband 12,— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.

Felsen-Verlag, Buchenbach i. Br.

Der Westermanns Monatshefte-Atlas umsonst!

● Sie haben Ihre wahre Freude an dem wertvollen Kartenwerk, das die ganze Welt umfaßt und jedem Bezieher von „Westermanns Monatsheften" kostenlos geliefert wird.

● Ohne ein kartographisches Nachschlagewerk kommt heute niemand mehr aus. — Denken Sie bitte nur an das Lesen Ihrer Zeitung, an die Zusammenstellung Ihrer Reisen oder an das Rätselraten! Überall wird Ihnen der Westermanns Monatshefte-Atlas ein treuer Helfer sein, auf den Sie sich immer verlassen können.

● Zu dem Atlas, der in monatlichen Teillieferungen „Westermanns Monatsheften" beigegeben wird — sonst aber nicht käuflich ist — liefert Ihnen jede Buchhandlung eine geschmackvolle Sammelmappe in Blauleinen zum Preise von M. 1,50.

● „Westermanns Monatshefte" sind die Zeitschrift der Gebildeten, der geistig Regsamen. Wer an eine wirklich gute Monatszeitschrift denkt, meint sie.

● Hunderttausende lesen bereits „Westermanns Monatshefte"! Auch Ihnen werden sie sicher gefallen. Ein Probeheft im Werte von M. 2,— liefert gegen Einsendung von 30 Pf. Porto der Verlag in Braunschweig.

Abonnenten-Werber — auch nebenberuflich — bei guter Verdienstmöglichkeit überall gesucht.

Ausfüllen und einsenden

Gutschein An den Verlag Georg Westermann · Braunschweig

Gegen Einsendung dieses Gutscheines und 30 Pf. Porto — liegen in Marken bei — erhalten diejenigen Leser dieser Zeitung, die Interesse an Westermanns Monatsheften haben, ein Probeheft im Werte von M. 2,— kostenlos.

.....

.....

.....

Name, Beruf, genaue Adresse

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182.
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 3. August